

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Michael Wildt**  
**Zerborstene Zeit**  
Deutsche Geschichte 1918-1945

2024. Rund 640 S.  
ISBN 978-3-406-82410-4

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/37041969>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

**C·H·Beck**

**PAPERBACK**

Die Straßen Berlins in den Tagen der Novemberrevolution, das Ruhrgebiet 1923 während des Einmarschs der französischen Truppen, Variété-Shows, die schwarze Community in Deutschland, Lemberg 1941 und Hamburg beim Bombenangriff am Altjahrsabend 1944 – das sind nur einige der Orte, an die Michael Wildt uns in seinem neuen Buch mitnimmt. Es entführt uns in Hinterhöfe, private Heime und Baracken, und es lässt Zeitzeugen wie Käthe Kollwitz und Victor Klemperer, aber auch den unbekanntem katholischen Gastwirt oder die national gesinnte Lehrerin zu Wort kommen. Kein anderes Werk hat bislang das «oben» und das «unten» der Geschichte so intensiv in eine kollektive Erzählung überführt wie dieses eindrucksvolle Panorama Deutschlands und der Deutschen im «Zeitalter der Extreme».

*Michael Wildt* war bis 2022 Professor für Zeitgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist einer der besten Kenner der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Zu seinen wichtigsten Werken gehören *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes* (42015) und *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der Provinz 1919 bis 1939* (2007). Für «Zerborstene Zeit» wurde er 2022 mit dem Preis des Historischen Kollegs («Historikerpreis») ausgezeichnet.

Michael Wildt

# Zerborstene Zeit

Deutsche Geschichte  
1918 bis 1945

C.H.Beck

Dieser Band ist zugleich Band 9 der *Neuen Deutschen Geschichte*.

Das Buch erschien zuerst 2022 in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.  
1. und 2. Auflage 2022

Mit 12 Abbildungen

1., durchgesehene Auflage in der Reihe C.H.Beck Paperback. 2024  
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022  
[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.  
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen  
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.  
Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München  
Umschlagabbildung: Während des Kapp-Putsches werden Flugblätter  
aus der Luft auf dem Potsdamer Platz in Berlin verteilt,

Foto: © Topical Press Agency/Getty Images

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 82410 4



verantwortungsbewusst produziert  
[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

# Inhalt

Einleitung . . . . .	9
<b>1. Moskau – Washington – Berlin 1918. . . . .</b>	<b>25</b>
Januarstreik 27 – Scheitern der Frühjahrsoffensive 29 – Bitte um Waffenstillstand 31 – Schock im Reichstag 33 – Erschütterung der Öffentlichkeit 34 – Revolutionäre Hoffnungen 36 – Die Kriegsgesellschaft zerfällt 38 – Notenwechsel 41 – «Die Kronen rollen auf das Pflaster» 43 – Widerstrebende Zeitebenen 44 – Der Aufstand bricht los 47 – Revolution in Berlin 51 – «Kein Bruderkampf!» 57 – Unabgeholtenes 58 – Waffenstillstand 62 – Konterrevolution 64 – Eine mehrdeutige Revolution 67	
<b>2. München – Budapest – Versailles 1919 . . . . .</b>	<b>71</b>
München im Ersten Weltkrieg 73 – Novemberrevolution in München 75 – Revolutionsregierung 77 – Attentat auf Eisner 83 – München wird Räterepublik 85 – München und die Weltrevolution 91 – Sieg der Konterrevolution 97 – Versailler Diktat 100 – Staatsstreichversuch von rechts 109	
<b>3. 1923 – Ausnahmezustand und Volksgemeinschaft . . . . .</b>	<b>115</b>
Reparationsverhandlungen 116 – Protest 118 – Besatzungsalltag 120 – Nationale Emotionen 122 – Völkische Politik von links 125 – Rassismus und Misogynie 127 – Hyperinflation 129 – Währungsreform 136 – Putschversuche 137 – Wirtschaftliche Konsolidierung 142 – Volksgemeinschaft 144	

**4. Locarno 1925 – Außenpolitik als Gesellschaftsausflug . . . 153**  
Annäherungen 154 – Erstarren der Rechten 157 – Vorbereitungen einer Kon-  
ferenz 159 – Die Teilnehmer – das alte und das neue Europa 162 – Eröffnung  
der Konferenz 167 – Mediale Wirkungen 169 – Persönliche Gespräche 171 –  
Garantieverträge für Polen und die Tschechoslowakei 174 – Schlusssitzung 178 –  
Nachwirkungen 180

**5. 1926 – Josephine Baker und People of Color in Deutschland 187**  
St. Louis 189 – Paris 193 – Cakewalk in Berlin 195 – Afrikanerinnen und  
Afrikaner in Deutschland 197 – Josephine Baker in Berlin 202 – Ikone der Neuen  
Frau 207 – Rassistische Attacken 210 – Schwarze im Nationalsozialismus 214

**6. «Menschen am Sonntag» – Arbeit, Freizeit, Politik um 1930 219**  
Weibliche Angestellte 223 – Neue junge Frauen 226 – Kino 231 – Chaplin in  
Berlin 237 – Ökonomischer Zusammenbruch 240 – Erfolge der National-  
sozialisten 241 – Höhepunkt der Krise 1931/32 247 – Superwahljahr 1932 249

**7. Nationalsozialistische Machteroberung. Wittlich 1933 . . . 261**  
Wittlich Februar 1933 263 – Wahlen im März 265 – Machteroberung 270 –  
Boykott jüdischer Geschäfte 273 – Nationalsozialistische Lokalpolitik 278 – Mai-  
feiern 281 – Zustimmung und Verfolgung 284 – «Gleichschaltung» in Witt-  
lich 288 – Novemberabstimmung 294 – 1933 – Umwälzung der Gesellschaft 297

**8. 1936 – Äthiopien, Spanien: Der Weltkrieg rückt näher . . . 303**  
Krieg gegen Abessinien 304 – Deutsch-italienische Annäherung 309 – Ein-  
marsch ins Rheinland 312 – Antisemitische Verfolgung 316 – Olympia 320 –  
Krieg in Spanien 325 – Vierjahresplan 332 – «Rassische Generalprävention» 334 –  
Achse Rom–Berlin 336 – Beckett in Deutschland 339

**9. Schicksalsjahr 1938. . . . . 345**  
«Anschluss» 346 – Raub 352 – Aktion «Arbeitsscheu Reich» 356 – Évian-les-  
Bains 359 – Sudetenkrise 364 – Pogrom 372 – «Schicksalsjahr 1938» 381

<b>10. Vernichtungskrieg – Lemberg 1941 . . . . .</b>	<b>385</b>
Erster Weltkrieg 387 – Zwischenkriegszeit 389 – Sowjetische Besatzung 393 – Einmarsch der Wehrmacht 397 – Pogrom 399 – Bilder der Gewalt – Gewalt der Bilder 402 – Propaganda 405 – Vernichtungskrieg 407 – Holocaust in Lem- berg 410 – Nachkrieg 419	
<b>11. Holocaust. Amsterdam – Sobibór 1943 . . . . .</b>	<b>425</b>
Krankenmorde 426 – Vernichtungskrieg 428 – Westeuropa 429 – Depor- tation der deutschen und österreichischen Juden 434 – Ausweitung der Depor- tationen 438 – «Aktion Reinhardt» 440 – Sobibór 443 – Deportationen aus den Niederlanden 449 – Mord in Sobibór 454 – Aufstand 457 – Schlussphase des Holocaust 461	
<b>12. 1945 – Eine Welt in Trümmern . . . . .</b>	<b>469</b>
Das Ende naht 470 – Der Kriegswinter 1944/45 473 – Befreiung in Ausch- witz 476 – Luftkrieg 480 – Vorstoß im Westen 484 – Todesmärsche 486 – Victor und Eva Klemperers gefährvolle Flucht 490 – Angriff auf Berlin 494 – Das Ende in Hamburg 498 – V-J Day 502	
<b>Schluss . . . . .</b>	<b>505</b>
<b>Anmerkungen . . . . .</b>	<b>519</b>
<b>Abkürzungsverzeichnis . . . . .</b>	<b>573</b>
<b>Literaturverzeichnis . . . . .</b>	<b>575</b>
<b>Bildnachweis . . . . .</b>	<b>621</b>
<b>Personen- und Ortsregister . . . . .</b>	<b>622</b>



## Einleitung

Wie lässt sich heute eine deutsche Geschichte schreiben? Für den großen historischen Erzähler Golo Mann war es noch eine unbezweifelbare Tatsache, dass es «die Deutschen» gibt, deren Geschichte grundverschieden von denen anderer europäischer Nationen ist, unvergleichlich, einzigartig und doch den anderen auch nahe und ähnlich.<sup>1</sup> Diese Gewissheit ist uns abhandengekommen, denn wir wissen nunmehr, dass Nationen historisch-konstruiert sind.<sup>2</sup> Gleichwohl bleiben Nationen, darüber werden wir immer wieder aufs Neue belehrt, politisch wirkmächtig. Wenn es darum geht, Gemeinschaft herzustellen, indem man die «Anderen» ausschließt, wird das Nation-Building zuweilen mörderisch. Dennoch sind in der Geschichtswissenschaft, so Lutz Raphael, jenseits des Nationalen längst «internationale bzw. transnationale Menschengruppen, Vergemeinschaftungsformen, Strukturen oder Prozesse in den Mittelpunkt [gerückt], die bislang aus nationalzentrierter Perspektive als marginal galten».<sup>3</sup>

Golo Manns großer Kritiker, der Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler – man lese nur das scharfe Duell zwischen ihnen in dem kleinen Band «Theorie und Erzählung in der Geschichte»<sup>4</sup> – hatte gleichfalls Großes im Sinn, wenn auch nicht die Geschichte einer deutschen Nation, sondern eine theoretisch von Max Weber inspirierte allgemeine deutsche Gesellschaftsgeschichte. Diese gleiche, wie Wehler selbst formulierte, mit ihrer Untersuchung der Wechselwirkungen von Wirtschaft, Herrschaft und Kultur dem, was in der französischen Geschichtswissenschaft Totalgeschichte genannt werde. Entstanden ist eine monumentale «Deutsche Gesellschaftsgeschichte» vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, deren Umfang und Materialreichtum in der Geschichtswissenschaft ihresgleichen sucht, von der Wehler selbst aber einräumte, dass Totalität nicht gelingen könne. Dennoch beharrte er darauf, dass sein Ansatz als regulative Idee, als neues Paradigma begriffen werden müsse.<sup>5</sup>

Mit Wehlers Gesellschaftsgeschichte gelang zweifellos ein grundlegender Perspektivwechsel, der die Geschichtswissenschaft in Westdeutschland

nachhaltig geprägt hat und mit der Aura des Durchbruchs einer modernen historischen Sozialwissenschaft bis heute verbunden ist.<sup>6</sup> Dennoch blieb die Einheit des Untersuchungsgegenstandes, die deutsche Gesellschaft, unhinterfragt. Was aber konstituierte diese Einheit, wenn nicht die Grenzen des (klein)deutschen Nationalstaates, den Wehler auch retrospektiv auf die Zeit vor der Gründung des Kaiserreichs 1871 seinem Werk zugrunde legte? Stellt Staatsbürgerschaft das Kriterium für die Zugehörigkeit zur Gesellschaft dar? Oder bildet die Bevölkerung im Ganzen innerhalb bestimmter nationalstaatlicher Grenzen die Gesellschaft? Gesellschaft war für Wehler nichts Homogenes, Einheitliches, im Gegenteil, aber die Spaltungen und Gegensätze in der deutschen Gesellschaft waren in erster Linie sozial bestimmt. Klassen sind das Strukturelement in Wehlers Gesellschaftsgeschichte, nicht Religion, Geschlecht oder Differenzen aufgrund der Herkunft. Und auch nach innen existierten für Wehler unverhandelbare Bindungskräfte, die trotz aller sozialer Ungleichheit die verschiedenen Klassen zu einer Gesellschaft verschmolzen – und eben eine «totale» Gesellschaftsgeschichte möglich machen sollten.

Thomas Nipperdey brach mit dieser Perspektive des Kollektivsingulars. Er legte sozusagen als Konkurrenzprojekt die mehrbändige, ebenfalls vielgelobte «Deutsche Geschichte» des 19. und frühen 20. Jahrhunderts vor. Darin findet sich die bemerkenswerte Aussage: Würde man die Bände zusammennemen, so hätten wir es «mit einem Ensemble von Geschichten» zu tun, da die «Teilwirklichkeiten einer Lebenswelt auch schlicht nebeneinander bestehen, unabhängig voneinander».<sup>7</sup> Eine deutsche Geschichte, wie Nipperdey sie schrieb, war nicht eine Geschichte des Deutschen Reiches, auch keine Geschichte der Deutschen, sondern sollte «die Mitte zwischen einer <Geschichte von oben> und einer <Geschichte von unten>» halten. Dennoch gab Nipperdey in seinem bewundernswerten Werk nicht den Anspruch einer großen Synthese auf, sondern hielt am «Ansatz einer totalen Geschichte» fest, in der all die unterschiedlichen Teilwirklichkeiten in einer Gesamtschau dargestellt werden sollen.<sup>8</sup>

Auch Ulrich Herbert erhält in seiner «Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert» die Annahme aufrecht, dass die Jahre zwischen 1890 und 1990 trotz der Tatsache, dass sie in zwei Epochen geteilt seien, die unterschiedlicher nicht sein könnten, als historische Einheit zu verstehen seien, die er «Hochmoderne» nennt. Allerdings konzidiert er, dass es einen einzigen Begriff, eine einzige These oder Formel, auf die sich das deutsche

20. Jahrhundert zusammenfassen ließe, nicht geben könne. Das würde «der Vielfalt, den gegenläufigen Bewegungen, den Unschärfen und vor allem der Kontingenz» der Entwicklungen widersprechen.<sup>9</sup>

Ist es ein Zufall, dass dieses Textgenre der großen deutschen Geschichten – von wenigen Ausnahmen wie Mary Fulbrook abgesehen, die allerdings gleichfalls ein Buch vorgelegt hat, das das 20. Jahrhundert durch die Perspektive von «Dissonant Lives» betrachtet<sup>10</sup> – von Männern geschrieben wird? Ute Frevert zum Beispiel hat eine andere deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert vorgelegt, die Gefühle in den Mittelpunkt stellt. Gefühle «sind auf vielfache Weise in die Geschichte eingewoben. Sie gestalten menschliche Beziehungen, in der Familie ebenso wie in der Politik.»<sup>11</sup> Zudem baut Frevert ihr Buch nicht entlang einer Chronologie auf, sondern ordnet es lexikalisch nach Gefühlen, die wiederum jeweils in ihrer historischen Vielheit von Jahrhundertbeginn bis in die Gegenwart dargestellt werden.

## I.

An diese historiographische Entwicklung von der vormaligen Gewissheit, dass die deutsche Geschichte eine Einheit bilde, hin zur Einsicht in die Pluralität, Vielgestaltigkeit und Vielzeitigkeit von Geschichten im 20. Jahrhundert knüpft dieses Buch an. Es unternimmt nicht den Versuch, deutsche Geschichte unter ein Paradigma zu stellen. Vielmehr sollen hier angesichts der Zerrissenheit des 20. Jahrhunderts die Brüche und Diskontinuitäten sichtbar werden. Kein Höhenflug über das Jahrhundert, keine Totalaufnahme und auch keine Meistererzählung wird angestrebt, vielmehr der Versuch, die Kanten und Zacken, die Pfade und Wege, die Lichtungen und Abgründe dieser zerklüfteten Landschaft zu zeigen, die wir das 20. Jahrhundert nennen.

Eine solche «neue deutsche Geschichte», um den Titel der Reihe, in der dieses Buch erscheint, ein wenig ironisch aufzugreifen, wechselt die Perspektive. In der «postheroischen Phase» der Geisteswissenschaften im 21. Jahrhundert (Paul Nolte)<sup>12</sup> gibt es keine großen Helden mehr, die durch die Geschichte führen können. Aber es gibt vielfältige Akteurinnen und Akteure, die auf unterschiedliche Weise ihre Geschichte machen und uns verstehen lassen, was Menschen in diesen Jahren zwischen 1918 und 1945

bewegt hat, wie sie versucht haben, durch die Zeitläufte zu kommen, sich zu orientieren, Anteil zu nehmen und ihr Leben zu gestalten. In den Worten eines deutschen Historikers, dessen nachhaltige Wirkung auf die Geschichtsschreibung noch immer unterschätzt wird, der meine wissenschaftlichen Arbeiten jedoch stark geprägt hat: Alf Lüdtke, interessieren mich die «Formen, in denen Menschen sich ‹ihre› Welt ‹angeeignet› – und dabei stets auch verändert haben».<sup>13</sup> Diese Welt und ihre Bedingungen sind gegeben und zugleich produziert, sind ebenso vieldeutig wie vielschichtig, für individuelle wie kollektive Handlungsoptionen offen. Menschen folgen nicht bloß den Codes und Repräsentationen von Bedeutungen und der Wirklichkeit, die sie vorfinden, sondern sie nutzen Bilder, Worte, Praktiken, um sich zu orientieren; sie variieren sie, reiben sich an der Sprödigkeit der Dinge und verändern sie damit ebenso wie die sozialen Verhältnisse. Oder wie Rosa Luxemburg, einen Satz von Karl Marx aus dem «18. Brumaire des Louis Bonaparte» paraphrasierend, schrieb: «Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst.»<sup>14</sup>

In dieser «neuen deutschen Geschichte» stehen die zeitgenössischen Wahrnehmungen im Mittelpunkt. Der verführerische Blick aus der Retrospektive, in dem das Nachfolgende bekannt ist, in dem gewusst wird, wie sich die Geschichte weiterentwickelt hat und sich daher die Ereignisse gleichsam in eine Kette zu fügen scheinen, deren zeitliche Abfolge häufig und falsch mit Kausalität gleichgesetzt wird, soll in diesem Band vermieden werden. Stattdessen stehen die Sichtweisen der damaligen Akteurinnen und Akteure im Vordergrund. Mit welchen Erfahrungen beurteilten sie ihre Gegenwart? Was erschien ihnen bedeutungsvoll, was weniger wichtig? Welche Erwartungen hatten sie an die Zukunft? Wie weit reichte ihr Horizont und ihre Vorstellungskraft? Welche Schlüsse zogen sie für ihr Handeln?

Damit werden die Optionen, Handlungsmöglichkeiten und Alternativen in der damaligen Gegenwart erkennbar, die im starren Blick auf den «siegreichen» Verlauf der Geschichte zu verschwinden drohen. Erst wenn wir die zeitgenössischen Wahrnehmungen wieder entdecken, werden die Handlungen verständlich, die Entscheidungen nachvollziehbar, die Menschen in einer bestimmten historischen Situation getroffen haben. Die immer wieder gestellte Frage, warum so viele deutsche Jüdinnen und Juden nach 1933 nicht das Land verlassen haben, ist zum Beispiel von einem solch retrospektiven Blick geprägt, der um Auschwitz und den Holocaust weiß. Wer jedoch

in Deutschland Mitte der 1930er Jahre als jüdischer Mensch lebte, erfuhr zweifellos antisemitische Diskriminierung und Entrechtung. Aber nach einer oftmals über hundert Jahre reichenden Familientradition in Deutschland, nach dem 19. Jahrhundert der Emanzipation für jüdische Bürger, nach der Erfahrung von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie war es kaum vorstellbar, dass diese Deutschen den Judenhass bis zum systematischen Massenmord radikalieren würden. So bedeuteten für etliche Jüdinnen und Juden die Nürnberger Gesetze einen schweren Einschnitt, wurde doch damit die Emanzipation widerrufen. Aber noch dachten viele, dass man mit diesem Unrecht irgendwie umgehen könne, weil die Diskriminierung nun fixiert und deshalb berechenbar geworden sei. Die Novemberpogrome offenbarten dann, wie falsch diese Erwartung gewesen war und welche gewalttätige Radikalität der Verfolgung möglich war. Als der Weltkrieg begann, war ein Entfliehen vor der Vernichtung kaum noch gegeben.

## II.

In diesem Buch bilden mehrere Tagebücher – neben denen von Käthe Kollwitz, Oskar Maria Graf und anderen – gewissermaßen einen roten Faden durch die Zeit von 1918 bis 1945. Da ist Luise Solnitz aus Hamburg, am Ende des Ersten Weltkrieges 19 Jahre alt, Tochter einer gutbürgerlichen Kaufmannsfamilie und vor ihrer Ehe als Volksschullehrerin tätig, die von 1905 bis 1973 ein ausführliches Tagebuch führte, in dem sie unter anderem aufmerksam die politischen Entwicklungen verfolgte und kommentierte.<sup>15</sup> Das zweite Tagebuch stammt von Matthias Joseph Mehs, 1893 geboren, einem katholischen Gastwirt im kleinen Ort Wittlich in der Eifel. Mehs wurde 1929 für das katholische Zentrum in die Stadtverordnetenversammlung gewählt und begann, die politischen Geschehnisse in Wittlich und in der Region aufzuschreiben und zu reflektieren. Seine Notizen bilden unter anderem die Grundlage für das Kapitel über die nationalsozialistische Machteroberung 1933, weil sie präzise und anschaulich erhellen, wie es den Nationalsozialisten gelang, selbst in einem so katholisch geprägten Ort wie Wittlich, in dem sie noch bei den Wahlen im März 1933 dem Zentrum den ersten Rang überlassen mussten, innerhalb weniger Monate die Hegemonie zu erringen.<sup>16</sup> Neben den umfassenden Aufzeichnungen von Victor Klemperer, dessen Tagebucheinträge zur NS-Zeit immer wieder zitiert werden,

während seine Beobachtungen und Einschätzungen während der Weimarer Republik meist außer Acht gelassen werden,<sup>17</sup> ist das Tagebuch von Willy Cohn, am Ende der Weimarer Republik 45 Jahre alt, der als Lehrer und Historiker in Breslau tätig war, besonders eindrucksvoll.<sup>18</sup> Beide Tagebücher zeigen das prekäre deutsch-jüdische Verhältnis: Willy Cohn als gläubiger Jude, der um die jahrhundertealte Judenfeindschaft wusste und in der Gemeinde Schutz und Solidarität suchte; Victor Klemperer hingegen, der in jungen Jahren zum Protestantismus konvertiert war und sich selbst «nichts als Deutscher oder deutscher Europäer»<sup>19</sup> verstand – und in der NS-Zeit erfahren musste, dennoch als Jude definiert und verfolgt zu werden.

Tagebücher sind seit geraumer Zeit zu einer gängigen Quelle für Geschichten des 20. Jahrhunderts, insbesondere für die Zeit des Nationalsozialismus geworden.<sup>20</sup> Allerdings führt die Annahme, in ihnen melde sich ein authentisches Ich unmittelbar und unverfälscht zu Worte, in die Irre. Obwohl in Tagebüchern natürlich ein Ich als Subjekt des Schreibenden wie als Objekt des Beschriebenen eingesetzt ist, stellen sie weniger ein Abbild der geschilderten Innen- und Außenwelt dar als vielmehr ein stets empfundenes, reflektiertes, auch unbewusstes Schreiben der Selbsterforschung, Selbstdarstellung und Selbstvergewisserung, auch der Selbstdisziplinierung. Tagebücher illustrieren nicht die «große» Geschichte; das Tagebuchschreiben, so Janosch Steuwer in seiner Studie über Tagebücher der Jahre 1933 bis 1939, «stellt eine zentrale Technik der Erfahrungsverarbeitung in der Moderne dar».<sup>21</sup> Tagebücher lassen sich nur dann in angemessener Weise als Selbstreflexionen und Weltdeutungen lesen, wenn sie zugleich als Medium der Selbstkonstitution und Welterzeugung verstanden werden.<sup>22</sup>

Dennoch besitzen Tagebücher die Qualität der zeitlichen Nähe, denn anders als später formulierte Erinnerungsberichte schildern Tagebücher in der Regel die Ereignisse, Wahrnehmungen, Gedanken des vorangegangenen Tages. Die Schreibenden kennen den Fortgang der Geschichte nicht. Doch sind sie mehr als nur Chronisten ihrer Zeit. Sie gestalten ihre Wahrnehmungen und schreiben sie in spezifischer Weise auf. Selbst dann, wenn Autoren wie Victor Klemperer ausdrücklich darauf beharren, Zeugnis abzulegen, bleiben ihre Aufzeichnungen eine Melange von Berichten über intime, berufliche, politische Ereignisse, von Reflexionen und Positionierungen im Verhältnis des «Ich» zur Umwelt, nicht zuletzt im Versuch, die «Welt» zu verstehen, auch das Bemühen, das eigene «Ich» als Subjekt, als selbstbestimmter Mensch zu behaupten.

## III.

Eine «neue deutsche Geschichte» zu schreiben, heißt, explizit Abschied zu nehmen von den «großen Erzählungen» (Jean-François Lyotard).<sup>23</sup> Sicher entsprechen Großnarrative dem Bedürfnis, nicht nur dem Weltlauf, sondern auch dem eigenen Lebenslauf einen Sinn zu geben, wie schon der Protagonist Ulrich in Robert Musils Roman «Der Mann ohne Eigenschaften» wusste: «Die meisten Menschen sind im Grundverhältnis zu sich selbst Erzähler. [...] Sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben einen ›Lauf‹ habe, irgendwie im Chaos geborgen.»<sup>24</sup> Aber weist gerade das zerklüftete «Jahrhundert der Extreme» (Hobsbawm) nicht alle Versuche in die Schranken, es mit einer Großerzählung, sei es Modernisierung, Verwestlichung oder Hochmoderne, zu unterlegen? Hobsbawms eigene Unterteilung in ein «Katastrophenzeitalter», das von 1914 bis 1945 reichte, und ein «Goldenes Zeitalter» von 1945 bis 1990 unterstreicht ebenso wie die neuere zweibändige Geschichte Europas von Ian Kershaw mit den bezeichnenden Titeln «Höllenzur» und «Achterbahn» die tiefe Diskontinuität, die der Nationalsozialismus und der Holocaust in der europäischen, ja globalen Geschichte bewirkt haben.<sup>25</sup> «Das war wirklich, als ob der Abgrund sich öffnet», sagte Hannah Arendt 1964 im Gespräch mit Günter Gaus, als die Sprache auf Auschwitz kam. «Alles andere hätte irgendwie noch einmal gutgemacht werden können, wie in der Politik ja alles irgendwie einmal wiedergutgemacht werden kann. Dies nicht. Dies hätte nie geschehen dürfen.»<sup>26</sup>

Diesem Riss muss auch eine «neue deutsche Geschichte» von 1918 bis 1945 entsprechen. Sie kann nicht mehr einen großen Bogen spannen, sondern hat vielmehr die Zerklüftungen, das Zerborstene in den Blick zu nehmen und damit auch andere Darstellungsweisen und Erzählformen zu suchen. Vielleicht hilft sowohl die Erinnerung an die Anfänge der modernen Geschichtsschreibung Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts, die eine enge Verbindung zur Literatur besaß, als auch der Blick auf die Literatur des 20. Jahrhunderts wie beispielsweise Alfred Döblins «Berlin Alexanderplatz» oder John Dos Passos' New-York-Trilogie, um sich der Vielfalt von Ausdrucksformen zu vergewissern, die möglich sind.<sup>27</sup>

Historische Darstellungen erzählen die Geschichte einer Entwicklung, die für das 20. Jahrhundert geradezu klassisch von der Katastrophe ins

Goldene, aus dem Dunkel in das Licht, von der Barbarei in die weltbürgerliche Zivilisation verläuft. Warum, so ließe sich fragen, sind die Formen der Literatur des 20. Jahrhunderts wie Collagen, Dada oder Montagen, die offenkundig der Zerrissenheit des Jahrhunderts weitaus besser Gestalt geben, noch nicht in der Geschichtsschreibung angekommen? Es gibt Ausnahmen: Saul Friedländer gelingt es mit seiner Geschichte der Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden, Wissen und Erinnerung zueinander in Beziehung zu setzen und eine umfassende Textur zu weben, in der die einzelnen Fäden erhalten bleiben – strenge Wissenschaft als hohe Kunst. Bei ihm ist, wie Jan Philipp Reemtsma beobachtete, immer gleichzeitig alles im Spiel: Zwänge, Nöte, Strukturen, aber auch handelnde Menschen, die von ihrer Freiheit zu handeln bewussten Gebrauch machten. Plötzliche Schnitte, abrupte Perspektivwechsel, wie sie beim Film üblich sind, kennzeichnen Friedländers Stil. Es scheint, als eröffne eben das filmische Narrativ, das mit Bild- und Tonspur und im Bild selbst simultane Perspektiven sicht- und hörbar machen kann, eine Möglichkeit, über den Holocaust – und über das 20. Jahrhundert zu schreiben.<sup>28</sup>

Daran orientiere ich mich in diesem Buch: In ihm versuche ich nicht, eine Geschichte zu erzählen, sondern Geschichten, die Dissonanzen sichtbar machen sollen. Gegensätze und Widersprüche sollen nicht aufgelöst werden, sondern als konstitutive Elemente einer Spannung bestehen bleiben, unterschiedliche Wahrnehmungen und Sichtweisen nicht integriert, vielmehr ihre Unvereinbarkeit gezeigt werden, Krummes nicht begradigt, Kontingentem nicht im Rahmen einer großen Erzählung ein sinnhafter Platz zugewiesen werden. Das bedeutet auch, das Fragmentarische der Geschichte, die unabdingbaren Leerstellen, all die zahlreichen Momente, über die wir nichts wissen, nicht zu übermalen, sondern ein Bild entstehen zu lassen, in dem auch die fehlenden Mosaiksteine nicht retuschiert werden.

#### IV.

Der Wille zum Fragment schlägt sich auch in der Struktur dieses Buches nieder. Es folgt dem zeitlichen Ablauf von der Revolution 1918 bis zum Ende der Zweiten Weltkrieges und der NS-Herrschaft, aber es erzählt keine kontinuierlich fortlaufende Geschichte. Die zwölf Kapitel fokussieren jeweils auf ein bestimmtes Jahr und werfen Schlaglichter auf deutsche Ge-

schichte. Angeregt von Dan Diners Buch «Das 20. Jahrhundert verstehen» versuche ich nicht, deutsche Geschichte aus einer scheinbar inneren Logik heraus zu schreiben, sondern sie von der Peripherie zu betrachten, von den Rändern, von unten, von außen.<sup>29</sup>

Auch «das Deutsche» wird in dieser Weise dezentriert. Auf die Frage, was denn «deutsch» sei, gab es und gibt es eine Vielzahl von divergierenden Antworten, die nicht nur mit dem Faktum zu tun haben, dass die deutsche Gesellschaft eine Migrationsgesellschaft ist, in der Menschen mit ganz unterschiedlichen Geschichten und Kulturen leben. Es ist ebenfalls nicht zu übersehen, dass Deutschland seit der Vereinigung und dem Fall des Ostblocks 1989/90 eine neue Rolle in der internationalen Politik spielt und ein neues Selbstverständnis seine historische Selbstvergewisserung nicht mehr in einer Nationalgeschichte finden wird, sondern einen erweiterten, geöffneten Blick erfordert. Dipesh Chakrabarty hat darauf hingewiesen, dass unser europäisches Verständnis von Geschichte sich eng verbindet mit den Erzählungen von Modernisierung, Staatsbürgerschaft, bürgerlicher Öffentlichkeit und Nationalstaat. Er fordert dazu auf, Europa zu provinzialisieren, es nicht mehr als den Nabel der Welt zu betrachten. Die von ihm kritisierten Narrative sollen aber nicht einfach abgestoßen, sondern «mit Erzählungen anderer menschlicher Bindungen» überschrieben werden. Kollektive könnten sich dann auf andere Weise konstituieren und definieren, nicht allein durch die Rituale der Staatsbürgerschaft oder die Tradition der «Moderne», die für die außereuropäische Welt eher ein Alptraum gewesen ist.<sup>30</sup>

Nicht zuletzt entstand dieses Buch aus der Einsicht heraus, dass nicht noch einmal wiederholt werden muss, was Hans-Ulrich Wehler, Heinrich August Winkler, Hagen Schulze, Hans-Ulrich Thamer, Andreas Wirsching, Ulrich Herbert und andere bereits mit ihren umfassenden, detailreichen Darstellungen geleistet haben. Muss wirklich noch einmal berichtet werden, dass Heinrich Brüning 1930 Reichskanzler geworden ist, was heute schneller bei «Wikipedia» aufgerufen als in einem Buch nachgeschlagen werden kann? Braucht es jetzt nicht «neue deutsche Geschichten», in denen sich ungewöhnliche, ungewohnte Perspektiven öffnen?

In meinem Buch beleuchten die Kapitel jeweils spezifische Felder: wie die unterschiedlichen Zeitebenen und Handlungshorizonte im revolutionären Jahr 1918 oder die Zeitgleichheit von revolutionären Träumen in München und rechter Konterrevolution mit den Verhandlungen des Versailler Vertrages. 1923 war nicht nur ein Jahr schwerer sozialer Verwerfungen durch die

Hyperinflation, sondern auch eine Hochzeit völkischer Agitation. Die Geschichte schwarzer Menschen in Deutschland und die Kontroversen um *race* und *gender* erzähle ich am Beispiel der Tänzerin Josephine Baker, die 1926 ihren ersten Auftritt in Berlin feierte und zwei Jahre später vor den rassistischen Angriffen zurück nach Paris flüchtete. Während «Babylon Berlin» ein idealisiertes Bild der späten zwanziger Jahre liefert, geht es mir im Kapitel zum Jahr 1930 darum, die tatsächlichen Arbeits- und Freizeitverhältnisse insbesondere von jungen Frauen darzustellen und den tiefen Einbruch im Alltag nachzuzeichnen, den die Weltwirtschaftskrise verursachte.

Im Kapitel zur Machteroberung 1933 will ich am Beispiel des katholischen Eifelorts Wittlich zeigen, wie die Nationalsozialisten innerhalb weniger Monate politische Hegemonie vor Ort erringen konnten. Das Jahr 1936 offenbart dann ein vermeintliches Stück «Normalität» und Konsens in der NS-Gesellschaft, vor allem mit dem Spektakel der Olympiade in Garmisch-Partenkirchen und Berlin. Aber zugleich wirft der kommende Weltkrieg seine Schatten im brutalen kolonialistischen Krieg Italiens gegen Äthiopien und im Spanischen Bürgerkrieg voraus, die beide ihren Widerhall in den deutschen Medien wie privaten Tagebüchern fanden. Wie dieses Deutschland von außen betrachtet wurde, legen die Tagebuchnotizen des jungen irischen Schriftstellers Samuel Beckett offen, der Deutschland 1936/37 bereiste. 1938 brach die intendierte nationalsozialistische Gewalt offen aus. Der Anschluss Österreichs war von Pogromen gegen Jüdinnen und Juden in Wien und anderswo begleitet; im Juni werden tausende sogenannter «Asoziale» in einer reichsweiten Polizeiaktion verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt; im Herbst steht Europa angesichts der deutschen Forderungen nach Annexion von Teilen der Tschechoslowakei am Rand des Krieges; im November kumulierte die antisemitische Gewalt im Deutschen Reich in Pogromen und Zerstörungen.

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs markierte eine irreversible Zäsur. Nicht die Planung des Vernichtungskrieges in Berlin, die in zahlreichen historischen Darstellungen beschrieben worden ist, stelle ich in den Mittelpunkt, sondern will am Beispiel der Stadt Lemberg/Lwów/Lwiw vor Augen führen, wie stark die rassistische Vernichtungsgewalt des NS-Regimes auf den ethnisierten gewaltsamen Konflikten der Vorkriegszeit aufsetzen konnte. Der Pogrom in Lemberg Anfang Juli 1941 zeigt das Zusammenwirken der verschiedenen Gewalttäter, der nationalistischen ukrainischen Milizen mit der deutschen Wehrmacht und den SS-Einsatzgruppen. Der

Pogrom macht aber auch erschreckend deutlich, dass Kriegsgewalt immer auch sexualisierte Gewalt war, an der sich die Täter nicht zuletzt mit Fotografien und Filmen weideten.

Das Kapitel über den Massenmord an den europäischen Jüdinnen und Juden fokussiert auf die Verfolgungspraxis in den Niederlanden wie auf das Vernichtungslager Sobibór, das neben Bełżec und Treblinka zu jenen Vernichtungsstätten der sogenannten «Aktion Reinhardt» im besetzten Polen gehörte, in denen 1942/43 annähernd 1,5 Millionen Menschen mit Gas ermordet wurden, darunter auch niederländische Jüdinnen und Juden. Auch hier gilt es, nicht bloß einen Überblick über den Holocaust zu geben, sondern den Erfahrungen der Verfolgten und Überlebenden eine Stimme zu geben, eine «integrierte Geschichte» zu schreiben, wie sie Saul Friedländer gefordert hat.<sup>31</sup> Im letzten Kapitel schließlich schildere ich die Erfahrungen der letzten Kriegsmonate aus den ganz unterschiedlichen Perspektiven von Luise Solmitz, Joseph Mehs und dem Ehepaar Klemperer, das nach dem katastrophischen Bombardement Dresdens im Februar 1945 mit falschen Papieren in Bayern untertauchte und in der zerfallenden NS-Gesellschaft versuchte zu überleben. Sicherlich sind die Kapitel miteinander verwoben, schon allein durch die durchgängigen Tagebücher, aber sie lassen sich ohne Weiteres auch einzeln lesen. Leserinnen und Leser sind frei, den konventionellen Weg der Chronologie zu verlassen und ihre eigenen Zeiten und Themen zu wählen.

Den Kapiteln sind Fotografien vorangestellt. Sie bilden keine Illustrationen zum Text, auch wenn sie in inhaltlicher Beziehung zu den jeweiligen Kapiteln stehen. Vielmehr sollen die Fotografien eigene visuelle Akzente setzen, die eine Spannung zum Text markieren, ihn überschreiten, mitunter einen Kontrapunkt darstellen, vor allem an den Abstand erinnern, der zwischen dem historischen Ereignis und der heutigen Betrachtung liegt – «Remontagen der erlittenen Zeit», wie es Georges Didi-Huberman formuliert hat.<sup>32</sup>

## V.

Die Risse, Verwerfungen und Zerklüftungen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts haben Auswirkungen auf unsere Auffassung und Wahrnehmung von Zeit. «Die Vorstellung eines Fortschritts des Menschengeschlechts in der Geschichte», hat Walter Benjamin in seinen Thesen über die Geschichte

geschrieben, «ist von der Vorstellung ihres eine homogene und leere Zeit durchlaufenden Fortgangs nicht abzulösen», und er fährt fort: «Die Kritik an der Vorstellung dieses Fortgangs muss die Grundlage der Kritik an der Vorstellung des Fortschritts überhaupt bilden.»<sup>33</sup>

Über Jahrtausende hinweg war der Begriff von Zeit an die wiederkehrenden Rhythmen des Tagesablaufs, der Jahreszeiten sowie der Gestirne und die Erfahrung des eigenen biologischen Alterns gebunden. Erst in der europäischen Neuzeit, so hat uns Reinhart Koselleck gelehrt, öffnete sich der Horizont auf eine gestaltbare Zukunft hin, wurde Zeit als fortschreitende Geschichte gedacht. Und die Industrialisierung benötigte ein Zeitregime unabhängig von der Natur, die das agrarische Leben regelte. Fabrikarbeit wurde in exakt definierten Stunden und Minuten bemessen. Edward P. Thompson hat uns einen anschaulichen Aufsatz über Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus hinterlassen, in dem er unter anderem schildert, wie Taschenuhren im 19. Jahrhundert zu einem Alltagsgegenstand wurden.<sup>34</sup>

Nicht nur ethnologische Forschungen zu außereuropäischen Gesellschaften, in denen ganz andere Zeitvorstellungen existierten als jene eines homogenen Zeitverlaufs, der mittels des Kalenders und der Uhr gemessen werden könnte, sondern auch die Erfahrungen in der europäischen Moderne selbst, insbesondere im 20. Jahrhundert mit Beschleunigungen, Zeitwirbeln und Zeitzäsuren haben Zweifel an der Vorstellung einer einheitlichen, linearen, für alle gleichermaßen geltenden Zeit bewirkt. Die bekannte Rede von der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, mit der Ernst Bloch zum Beispiel den Nationalsozialismus zu fassen suchte, bündelt den irritierten Eindruck einer veränderten Zeiterfahrung. Archaisches und Hypermodernes findet zur selben Zeit und am selben Ort statt und zerstört die Orientierung an Chronologie – für Lebensläufe wie für die Geschichte von Kollektiven, erst recht für Nationen. Reinhart Koselleck sprach von «Zeitschichten», «die je nach den erfragten Handlungsträgern oder Zuständen von verschiedener Dauer sind und die aneinander zu messen wären»; Achim Landwehr nennt dies «Pluritemporalität».<sup>35</sup>

An dieses Konzept knüpfe ich mit dem Titel «Zerborstene Zeit» an, um für das 20. Jahrhundert deutlich zu machen, dass wir ihm nicht mehr eine Zeitvorstellung zugrunde legen können, die die Ereignisse, Handlungen, Wahrnehmungen in einen gleichmäßig fließenden Zeitstrom einordnet. Es mag für das Ordnen des historischen Materials nützlich sein, der Darstellung die Kalenderzeit zu unterlegen. Aber insbesondere die Selbstzeug-

nisse, die vielen Stimmen, wie sie zum Beispiel in den Tagebüchern zum Ausdruck kommen, fordern dazu auf, die Vielzeitigkeit dieser Epoche ernst zu nehmen, die verschiedenen, unterschiedlichen Zeitwahrnehmungen wie Zeitordnungen zu berücksichtigen. Man wird, so die These des ersten Kapitels, die Geschichte der Revolution 1918 kaum schreiben können, ohne auf die voneinander differierenden Zeitregime einzugehen, die bei den verschiedenen Akteurinnen und Akteuren herrschen. Die Panik der Obersten Heeresleitung im September, die darauf drängte, innerhalb weniger Tage einen Waffenstillstand abzuschließen; der gedehnte Zeitraum, in dem sich das Reichskabinett im Notenaustausch mit dem US-Präsidenten Wilson glaubte; die rasante Beschleunigung, mit der sich hingegen gleichzeitig die Forderung nach Abdankung Wilhelms II. verbreitete; und schließlich die nervöse Zeit der Revolutionäre, die den richtigen Moment des Aufstands bestimmen mussten – all diese Zeitordnungen bestimmten das Geschehen in der zweiten Jahreshälfte 1918.

Ebenso sorgten die Erlebnisse von den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges, in dem maschinelle Vernichtungswaffen und industriell hergestellte Kampfmittel wie Giftgas Zehntausende von Männern innerhalb von Sekunden und Minuten töten konnten, oder vom Jahr 1923, in dem Vermögen sich in kürzester Zeit in Luft auflösten und bürgerliche Werte im Wirbel der Hyperinflation zerstoßen, für krisenhafte Zeiterfahrungen. Man blieb allein und verloren in der Gegenwart, ohne sicheren Bezug zur Vergangenheit und mit großer Unsicherheit, was die Zukunft betraf. Dass es den Nationalsozialisten gelang, den «Volksgenossinnen» und «Volksgenossen» mit der Verheißung einer großartigen Zukunft eine solche Gewissheit zu versprechen, war wesentlicher Teil ihres Erfolgs. Für alle Ausgegrenzten, «Fremdvölkischen», «Gemeinschaftsfremden» dagegen verdüsterte sich die Zukunft, sie wurde unberechenbarer und bedrohlicher. Dass die Zeit zerborsten war, gehörte zu den Grunderfahrungen des 20. Jahrhunderts in Europa.

## VI.

Das gilt auch für die Forschenden selbst, die wir in einer spezifischen Gegenwart leben mit einem ungewissen Blick in die Zukunft und mit je eigener Vergewisserung durch die Vergangenheit. Nicht die Vergangenheit, die unwiederbringlich vergangen ist, erforschen wir, als vielmehr die wenigen

Relikte, die von ihr überliefert sind. Diese Fragmente interpretieren und deuten wir, begreifend, dass sie zum einen uneinholbar fremd bleiben und zum anderen von uns in eine Ordnung gebracht werden müssen, die mehr die unsre als die ihrige ist. Sich der Unterschiede zwischen den Zeiten bewusst zu sein, sie nicht kausal miteinander zu verbinden, ihnen einen Zeitpfeil zu unterlegen, der schnurstracks von der Vergangenheit in die Zukunft weist, vielmehr zu akzeptieren, dass das Nacheinander auch ein Durcheinander ist, das nicht in einer linearen Erzählung, in einer Geschichte aufgeht, ist eine unerlässliche Voraussetzung, Geschichte zu schreiben.

Nicht zuletzt gilt es, die eigene Relationierung zu den Zeiten in Rechnung zu stellen und damit die Bezüge zwischen anwesenden und abwesenden Zeiten zu untersuchen. Was menschliche Lebewesen in besonderer Weise auszeichnet, ist der Umstand, dass sie «Verbindungen etablieren können zu Abwesendem, Vorgestelltem, Erdachtem oder nur sprachlich Vorhandenem. So können sie auch Relationen aufbauen zu Wirklichkeiten, die nicht mehr oder noch nicht existieren – also zu vergangenen und zukünftigen Welten».<sup>36</sup> Darin läge in der Tat eine spannende Herausforderung historischen Denkens im 21. Jahrhundert: Beziehungen herzustellen zu vergangenen Wirklichkeiten, die Wahrnehmungen und Sichtweisen der damals Handelnden zu erkunden, das Unvorhersehbare zu schildern und dabei die eigene Vielzeitgebundenheit im Blick zu behalten.

\*\*\*

Ich habe vielen Menschen zu danken, die mich in den vergangenen Jahren beim Forschen und Schreiben unterstützt, angeregt, ermuntert haben. In zahlreichen Gesprächen konnte ich meine Überlegungen, Absichten, Zweifel mit Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunden diskutieren. Etliche ihrer Hinweise, Einwände, Argumente haben mir sehr geholfen, vor allem ermutigt, an dem Buch weiterzuarbeiten. Auch wenn ich als Autor genannt bin und selbstverständlich die Verantwortung für dieses Buch, auch seine Fehler und Unzulänglichkeiten, allein trage, beruht es doch auf vielen Diskussionen, dem gemeinsamen Nachdenken mit anderen. Nicht alle kann ich an dieser Stelle nennen, ich möchte mich aber ausdrücklich bedanken bei Linde Apel, Martin Bauer, Marc Buggeln, Iris Därmann, Sina Fabian, Valentin Groebner, Anke te Heesen, Werner Konitzer, Dirk van Laak, Per Leo, Thomas Lindenberger, Mark Roseman, Peter Schöttler,

Stefanie Schüler-Springorum, Bernd Ulrich, Gerhard Wolf und – auch nach ihrem Tod stets präsent – Alf Lüdtke, Axel Schildt und Inge Marßolek.

Keinen geringen Anteil an der Entwicklung dieses Buches haben die Seminare mit den Studierenden der Humboldt Universität Berlin, an der ich in den vergangenen Jahren tätig war, ebenso wie die Diskussionen mit den Doktorandinnen und Doktoranden. Es war für mich ein besonderes, ja auch beglückendes Erlebnis, die klugen, unvoreingenommenen und unangepassten Überlegungen von jungen Historikerinnen und Historikern zu hören, zu bedenken, mich mit ihnen auseinanderzusetzen. In solchen Momenten schien auf, was Universität bedeuten und leisten kann.

Grete-Rahel Eschrich und Weicheng Huang danke ich für die Unterstützung beim Literaturverzeichnis und Register. Vor allem danke ich meinen Lektoren Detlef Felken und Jörg Später für die vertrauensvolle gemeinsame Arbeit an diesem Buch, für ihren Zuspruch, die hilfreichen Anmerkungen und Vorschläge, insbesondere für die Geduld, die sie mit mir hatten.



*Demonstranten am 9. November 1918 in Berlin,  
Unter den Linden. (Fotograf: Otto Haeckel)*

# 1.

## Moskau – Washington – Berlin 1918

Am 12. November 1918 trat der Moskauer Sowjet zusammen und beschloss unter anderem, Agenten und Agitatoren nach Deutschland zu senden, um die Revolution dort zu unterstützen. Die feste Überzeugung, dass nur der Sieg proletarischer Revolutionen in Europa, allen voran in Deutschland, das Überleben der sowjetischen Regierung sichern würde, bestimmte sowohl das Handeln der bolschewistischen Führung als auch das von lokalen Parteigruppen. Zahlreiche Parteizellen und Gewerkschaftsvertretungen in Russland schickten Grußadressen an Karl Liebknecht und an die deutschen Arbeiter nach Moskau mit der Bitte, sie nach Berlin weiterzuleiten.<sup>1</sup>

Die russische Revolution, die im Februar 1917 begann und mit dem Sturz des Zaren unter Beweis stellte, dass die alten Mächte nicht mehr sakrosankt waren, beflügelte auch in Deutschland die Hoffnung, der Krieg könne nun ein Ende finden. Die sozialdemokratische Presse berichtete über den Aufruf des Petrograder Sowjet Ende März an die Völker der Welt, insbesondere an die deutschen Arbeiter, sich «vom Joch Eures halbautokratischen Regimes» zu befreien, sich nicht mehr «zum Werkzeug der Eroberung und Gewalttätigkeiten in den Händen von Königen, Grundbesitzern und Bankiers» zu machen und den Krieg zu beenden. Der Parteiausschuss der Mehrheitssozialdemokratischen Partei begrüßte Mitte Mai 1917 mit «leidenschaftlicher Anteilnahme den Sieg der russischen Revolution und das durch ihn entfachte Wiederaufleben der internationalen Friedensbestrebungen».<sup>2</sup> Das Geschehen in Russland, so ein Hamburger Polizeibericht aus dem April 1917, hätte seine Wirkung auf die Massen nicht verfehlt. Man höre doch des Öfteren, dass man es nur so machen müsse wie in Russland, dann würde alles bald anders werden.<sup>3</sup> In jenem Monat gingen in Berlin rund 300 000 Menschen auf die Straße, um gegen die Kürzungen der Brot-

ration zu demonstrieren. Ähnliche Aktionen folgten in Leipzig, Braunschweig, Halle und Magdeburg. Zu Ostern gründete sich die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD), die sich wegen der Burgfriedenspolitik von der Mehrheitssozialdemokratie (MSPD) trennte und für ihre Antikriegspolitik regen Zulauf erhielt.<sup>4</sup> Der Militärstaat reagierte hart, verhaftete Streikführer und zog einige tausend Aktivisten als Soldaten zum Frontdienst ein.<sup>5</sup>

In diesem Kapitel stehen das Jahr 1918 und die Entwicklungen im Mittelpunkt, die zur Revolution Anfang November führten. Nicht nur in Deutschland, auch in den anderen europäischen Ländern traten die revolutionären Kräfte hervor, die, gestärkt durch die Revolution in Russland, den Krieg, dem Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren, beenden und die Institutionen, die für den Krieg verantwortlich gemacht wurden wie das Militär, die Monarchien, die herrschenden Klassen der Kapitalisten und Großgrundbesitzer zu Fall bringen wollten.<sup>6</sup> Dabei darf nicht aus dem Blick verloren werden, dass – so widerstandslos «die Kronen auf das Pflaster rollten», wie es der USPD-Vorsitzende Hugo Haase formulierte – es dennoch die Konterrevolution gab. So unsichtbar sie angesichts der öffentlichen Präsenz der Revolutionäre erschien, so wirksam war sie im Hintergrund und so mächtig erwies sie sich im Januar 1919, wobei sie nicht nur die alten Eliten umfasste, sondern sich durchaus auf einen großen Teil der deutschen Gesellschaft stützen konnte.

Es geht in diesem Kapitel auch um Zeitstrukturen, unterschiedliche Zeitwartungen und Zeitregime. Während es der Obersten Heeresleitung im September nach dem Scheitern der Sommeroffensive und dem alliierten Durchbruch an der Westfront gar nicht schnell genug gehen konnte, ein Waffenstillstandsangebot an den US-Präsidenten Wilson zu senden, glaubte Wilhelm II. bis in den November hinein, alle Zeit der Welt zur Verfügung zu haben. Für die Revolutionäre war es ungemein wichtig, den richtigen Zeitpunkt für den Aufstand zu finden, als im Oktober spürbar wurde, wie die Zeit drängte, wohingegen die SPD-Führung gerade noch rechtzeitig ihre Politik wechselte, um nicht von der revolutionären Erhebung aus der Zeit geschleudert zu werden.

## Januarstreik

Der Sieg der Bolschewiki in St. Petersburg und Moskau im Oktober/November 1917 hatte jene russische revolutionäre Fraktion zur Macht gebracht, die, um freie Hand im Innern zu haben, einen Friedensschluss wollte. Der Waffenstillstand, der Anfang Dezember in Kraft trat, brachte dem Deutschen Reich die ersehnte Entlastung vom Zweifrontenkrieg. Die Bolschewiki wiederum hofften auf die Revolution in Europa und spielten bei den Friedensverhandlungen auf Zeit, was die deutsche Seite zum Anlass nahm, weiter militärisch vorzurücken und nicht-russische Nationalbewegungen, insbesondere in der Ukraine, zu unterstützen. Als die deutschen territorialen Forderungen immer maßloser wurden, brach Trotzki die Verhandlungen ab, woraufhin deutsche Truppen im Februar 1918 Minsk eroberten und ein unabhängiges Weißrussland proklamierten.

Der Wille zur imperialen Neuordnung Osteuropas unter deutscher Führung war unverkennbar, aber die bolschewistische Position zu schwach, dem entgegenzutreten zu können. Somit war die Anerkennung des Diktatfriedens unausweichlich; dennoch musste Lenin sein ganzes politisches Gewicht in die Waagschale werfen, um die sowjetische Führung zur Zustimmung zu bewegen. Er argumentierte, dass die russische Revolution um der Weltrevolution willen überleben müsse und man bald mit der deutschen Revolution rechnen könne, die den Vertrag dann obsolet werden ließe. Durch den Vertrag von Brest-Litowsk vom 3. März 1918 musste Russland etwa ein Drittel seiner städtischen Bevölkerung, fast alle nicht-russischen Gebiete des einstigen zaristischen Imperiums, eine Fläche etwa zweimal so groß wie das Deutsche Reich, 89 Prozent der Kohlebergwerke und 73 Prozent der Eisenindustrie abtreten. Dieser Diktatfrieden gegen Sowjetrussland fiel erheblich härter aus als der spätere Versailler Vertrag für Deutschland. Er offenbarte den unbeirrten imperialistischen Willen der Führung des Kaiserreichs und diskreditierte jede vorher bekundete Bereitschaft für einen Verständigungsfrieden.<sup>7</sup>

Bereits im November 1917 begann mit dem sowjetrussischen Friedensangebot eine neue Protestwelle der Arbeiterschaft in Deutschland. In Kundgebungen von USPD und MSPD in mehreren deutschen Großstädten mit Ebert und Scheidemann als Rednern forderten Tausende das Ende des Krieges. Nicht zuletzt die Furcht, ein Friedensabkommen mit der Sowjet-

regierung könnte wegen der maßlosen Forderung der deutschen Seite scheitern, löste Ende Januar erneut Massenstreiks aus, nachdem schon Mitte Januar bereits in Österreich ein Generalstreik, dem sich allein in Wien 100 000 Arbeiterinnen und Arbeiter anschlossen, die österreichische Regierung hatte zwingen sollen, radikale Kürzungen der Brot- und Mehrrationen zurückzunehmen.<sup>8</sup>

Die Massenstreiks in Deutschland, beginnend mit dem 28. Januar 1918, wurden von den gewerkschaftlichen Obleuten in den Betrieben organisiert, während sich die Gewerkschaftsführungen abseits hielten und kein Streikgeld zahlten. Allein in Berlin traten rund 400 000 Arbeiterinnen und Arbeiter, vor allem aus den Rüstungs- und Metallfabriken, in den Ausstand. Innerhalb weniger Tage breiteten sich die Streiks auch in anderen Industriestädten wie Kiel, Hamburg, Magdeburg aus, so dass schließlich über eine Million Menschen die Arbeit niederlegten und ein Bündel an Forderungen vortrugen: die ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln, ein Frieden ohne Annexionen auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechts der Völker, das freie, gleiche, allgemeine Wahlrecht, ein Ende des Belagerungszustandes, die Freilassung der politischen Gefangenen und schließlich Pressefreiheit. Gleich am 28. Januar versammelten sich im Berliner Gewerkschaftshaus rund 500 Delegierte aus den bestreikten Betrieben, die sich den Namen «Arbeiterrat Groß-Berlin» gaben. Ein Aktionsausschuss von zehn Personen wurde gewählt, darunter auch eine Frau, Cläre Casper; hinzu sollten USPD und MSPD je drei Vertreter entsenden. Die Unabhängigen schickten Hugo Haase, Georg Ledebour und Wilhelm Dittmann und die Mehrheitssozialdemokraten, die den Anschluss an die Massen in Aktion nicht verlieren und zugleich mäßigend wirken wollten, sandten Philipp Scheidemann, Otto Braun und Friedrich Ebert.<sup>9</sup>

Der Staat reagierte mit harter Hand. Das Oberkommando verbot den Streik, verkündete den verschärften Belagerungszustand und setzte außerordentliche Kriegsgerichte ein. Wilhelm Dittmann wurde verhaftet und später zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt, Philipp Scheidemann von der Polizei verprügelt.<sup>10</sup> «Seit 3 Tagen Streik der Munitionsarbeiter», notierte die damals 50-jährige Malerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz in ihrem Tagebuch. ««Frieden – Freiheit – Brot». Heut ging ein großer Zug vom Bülowplatz aus, wo Schutzleute räumten, durch die Prenzlauer Allee.»<sup>11</sup> Dennoch wurde der Streik fortgesetzt; die Konfrontation eskalierte. In Berlin-Charlottenburg und auf dem Alexanderplatz errichteten die streikenden

den Arbeiter Barrikaden aus Straßenbahnwaggons, um den Straßenbahnverkehr zu unterbrechen. Sowohl auf Seiten der Polizei wie auf Seiten der Demonstranten gab es etliche Verletzte.<sup>12</sup>

Daraufhin stellte Anfang Februar das Oberkommando sieben Berliner Großbetriebe unter militärische Leitung. Das bedeutete, dass den Arbeiterinnen und Arbeitern eine Bestrafung nach Kriegsrecht drohte, wenn sie nicht die Arbeit wieder aufnahmen. Das Kräfteverhältnis war ungleich, und so entschied der Aktionsausschuss, dem die sozialdemokratischen Vertreter mittlerweile fernblieben, den Streik am 3. Februar abubrechen. Für die Mehrheitssozialdemokratie markierte der Januarstreik einen «Tiefpunkt ihres politischen Einflusses und Ansehens» (Susanne Miller).<sup>13</sup> Angetreten, um zwischen Regierung und Arbeiterschaft zu vermitteln, scheiterten ihre Bemühungen um Mäßigung an der Härte der staatlichen Reaktion; zugleich wurde die Distanz zwischen sozialdemokratischer Führung und betrieblicher Basis deutlich. Der Führer der Obleute, der Dreher Richard Müller, der als «Rädelsführer» nach dem Ende des Streiks zum Militärdienst eingezogen wurde und erst im September wieder nach Berlin zurückkehrte, schilderte im Rückblick die Atmosphäre so: «Die Arbeiter fühlten sich nicht geschlagen, sondern als Kämpfer, die den Rückzug antreten, um mit stärkerer Kraft vorzustoßen. Aus der geschaffenen Stimmung klang es überall heraus: wir brauchen Waffen, wir müssen unsere Propaganda in das Heer tragen. Nur eine Revolution bringt uns Rettung.»<sup>14</sup> In den Worten Arthur Rosenbergs, des ersten Historikers der Weimarer Republik, zeigte der Januarstreik, dass «der deutsche Staatsorganismus todkrank war».<sup>15</sup>

### ***Scheitern der Frühjahrsoffensive***

Für General Erich Ludendorff, der zusammen mit Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg seit August 1916 die Oberste Heeresleitung (OHL) bildete, eröffnete sich nach dem Ausscheiden Russlands und dem Ende des Zweifrontenkrieges endlich die Möglichkeit, mit den frei gewordenen Divisionen aus dem Osten die entscheidende Schlacht an der Westfront schlagen zu können. Allerdings brauchte man, um die imperiale Herrschaft in Osteuropa zu behaupten, auch dort noch viele deutsche Soldaten – ein deutlicher militärischer Nachteil, der zugleich offenbart, wie sehr das Deutsche Reich an seinen imperialistischen Zielen im Osten festhielt und selbst

das Risiko einging, zu wenig Soldaten für die Offensive an der Westfront zu besitzen.

Ludendorff, zu diesem Zeitpunkt 53 Jahre alt, der nach der Schulzeit eine Laufbahn als preußischer Berufsoffizier eingeschlagen und es zum Ersten Generalquartiermeister und Stellvertreter Hindenburgs gebracht hatte, stand auf dem Höhepunkt seiner Karriere.<sup>16</sup> Sicherlich war Hindenburg der populärere Heeresführer; Ludendorff brachte jedoch die Energie, den Willen und die organisatorische Kompetenz ein, mit der er nach Bethmann-Hollwegs Sturz als Reichskanzler im Juli 1917 zum faktischen Militärdiktator in Deutschland avancierte. Doch war Ludendorff mehr ein Willensmensch als ein verantwortlicher Politiker, mehr ein an taktischen Vorteilen orientierter Militär, der alles auf eine Karte setzte, als ein strategischer Feldherr, der die Möglichkeiten des Scheiterns mitbedachte. Gegenüber dem späteren Reichskanzler Max von Baden erklärte Ludendorff im Februar 1918 auf die Frage, was geschehen solle, wenn die Offensive misslänge: «Dann muß Deutschland eben zugrunde gehen.»<sup>17</sup>

Am 21. März 1918 begann der deutsche Angriff, brachte zunächst einige Landgewinne, blieb dann aber stecken, und auch die folgenden kleineren Vorstöße bis Juli konnten nur geringe Erfolge zeitigen. Die deutschen Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen betragen annähernd 400 000 Soldaten, ebenso viele wie auf alliierter Seite. Trotz dieser immensen Opfer war die beabsichtigte Entscheidungsschlacht nicht gewonnen worden – und Ende Juli erfolgte die alliierte Gegenoffensive. Am 8. August brachen die alliierten Truppen, die neben Infanterie, Artillerie und Flugzeugen vor allem britische Panzer einsetzten, bei Amiens tief in die deutsche Frontlinie ein und zwangen die deutsche Armee zum Rückzug. An einen militärischen Sieg über die Alliierten war von nun an nicht mehr zu denken.<sup>18</sup>

Auf der Sitzung des Kronrates am 14. August, an dem der Kaiser, der Kronprinz, Reichskanzler Georg Graf von Hertling, der Staatssekretär des Auswärtigen Paul v. Hintze, Hindenburg und Ludendorff und andere Militärs teilnahmen, wurde die militärische Lage dennoch weiterhin beschönigt: Man wollte warten, bis sich ein militärisch günstigerer Moment einstellen würde, um dann diplomatische Friedensschritte zu unternehmen. Dieser Moment fand sich nicht, im Gegenteil, die militärische Lage verschlechterte sich durch den alliierten Vormarsch zusehends. Im Südosten Europas brach die bulgarische Front zusammen; Österreich scherte

aus und richtete am 14. September ein separates Friedensangebot an die alliierten Mächte; am 26. September erklärte die bulgarische Regierung, dass sie einen sofortigen Waffenstillstand wolle. Ludendorff konnte nicht mehr umhin, den Kaiser und die Reichsregierung über die hoffnungslose militärische Lage zu informieren und dringend einen Waffenstillstand zu fordern.<sup>19</sup>

### ***Bitte um Waffenstillstand***

Als Hertling und Hintze am 29. September ins Große Hauptquartier im belgischen Spa reisten, herrschte dort Panik. Ludendorff erklärte unumwunden, dass ein Sieg ausgeschlossen sei, die alliierten Truppen kurz vor dem Durchbruch stünden und, um einer Katastrophe vorzubeugen, ein sofortiger Waffenstillstand vonnöten sei. Binnen 48 Stunden solle ein entsprechendes Ersuchen an den US-Präsidenten Wilson geschickt werden, und zwar auf der Grundlage der 14 Punkte, die dieser zur Grundlage einer umfassenden europäischen Friedensordnung genannt hatte.<sup>20</sup>

Wilson, ein angesehener Historiker wie Verfassungsjurist und Präsident der Princeton University, bevor er 1912 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde, hatte am 8. Januar 1918 eine viel beachtete Rede vor dem amerikanischen Kongress gehalten und sein Konzept einer Friedensordnung Europas nach dem Ende des Krieges vorgetragen – nicht zuletzt als amerikanische Antwort auf die bolschewistischen Bemühungen um einen Separatfrieden mit Deutschland.<sup>21</sup> Das Prinzip, das seinem Programm zugrunde liege, sei «the principle of justice to all peoples and nationalities, and their right to live on equal terms of liberty and safety with one another». Die Tage von Eroberung, Expansion und Geheimverträgen seien vorbei. Neben der Öffentlichkeit von Verträgen, Freiheit der Seefahrt, Gleichheit von Handelsbeziehungen, einer allgemeinen Abrüstung forderte Wilson eine unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche, wobei den Interessen der betroffenen Bevölkerungen ein gleiches Gewicht eingeräumt werden müsste wie den Rechtsansprüchen der Kolonialmächte. Alle besetzten russischen Gebiete sollten geräumt, Belgiens Souveränität wiederhergestellt, das Unrecht, das Frankreich 1871 in Bezug auf Elsass-Lothringen angetan worden sei, wieder ausgeglichen werden. Den Völkern Österreich-Ungarns müsse die freie Möglichkeit zu autonomer Entwick-

lung gewährt werden. Ebenso sollte ein unabhängiger polnischer Staat errichtet werden, der die Gebiete umfassen würde, in denen eine unbestreitbar polnische Bevölkerung wohnt, und schließlich sollte – das war das Herzstück von Wilsons Plan – eine allgemeine Assoziation der Nationen («general association of nations») gebildet werden, welche die politische Unabhängigkeit wie territoriale Integrität der großen wie der kleinen Staaten gewährleiste. In Bezug auf Deutschland betonte Wilson, dass die USA dessen Machtstellung nicht behindern wollten, wenn Deutschland bereit sei, mit allen friedliebenden Nationen der Welt Hand in Hand zu gehen und einen Platz zu akzeptieren, der auf der Gleichheit aller Völker, nicht auf Vorherrschaft beruhe. Die Botschaft Wilsons war klar: Deutschland hatte auf alle Expansionspläne zu verzichten.<sup>22</sup>

Für die deutsche Militärführung waren Wilsons Forderungen allerdings nur der Ausgangspunkt für Verhandlungen. Seinem Generalstabsoffizier vertraute Ludendorff an: «Gewinnen wir aber durch den Waffenstillstand auch nur Ruhe oder sind die Gegner in ihren Forderungen zu frech oder zeigt sich sonst die Möglichkeit, noch durch Kampf bis ans Messer unsere Lage zu bessern, dann werden wir, glauben Sie mir, auch bis zum Alleräußersten kämpfen.»<sup>23</sup> Vor allem wollten Hindenburg und Ludendorff die öffentliche Verantwortung für den Waffenstillstand, der ja einem Eingeständnis der militärischen Niederlage gleichkam, der Politik zuschieben. Beide drängten darauf, dass die Waffenstillstandsverhandlungen einer neuen zivilen Regierung übertragen werden, welche die Parteien der Reichstagsmehrheit einbeziehe, worauf Reichskanzler Hertling seinen Rücktritt erklärte. Markig bemerkte Ludendorff gegenüber seinen Generalstabsoffizieren am 1. Oktober, dass er den Kaiser gebeten habe, «jetzt auch diejenigen Kreise an die Regierung zu bringen, denen wir es in der Hauptsache zu danken haben, daß wir so weit gekommen sind. [...] Sie sollen die Suppe jetzt essen, die sie uns eingebrockt haben.»<sup>24</sup> Damit war, wie der Historiker Hans Mommsen festgestellt hat, bereits jene Lebenslüge formuliert, welche die Weimarer Demokratie schwer belasten würde, nämlich dass Deutschland im Felde unbesiegt geblieben sei und nicht die Militärführung, sondern die Heimatfront versagt habe, insbesondere die Linke, die für die Massendemonstrationen und Anti-Kriegsdemonstrationen verantwortlich sei.<sup>25</sup>

### **Schock im Reichstag**

Während die Parlamentarier in Berlin nach dem Rücktritt Hertlings über Programme und Posten in der künftigen Regierung und einen neuen Reichskanzler debattierten, der dann rasch in Max von Baden gefunden war, stand ihnen die unvermeidliche Konfrontation mit der katastrophalen militärischen Lage noch bevor. Am 2. Oktober lud Vizekanzler Friedrich von Payer, der selbst, wie er fünf Jahre später schrieb, zwei Tage zuvor erst vom Waffenstillstandersuchen als einer «Überraschung entsetzlicher Art» erfahren hatte, die Vertreter aller Reichstagsfraktionen zu sich, um sie durch einen Offizier aus dem Großen Hauptquartier über die militärische Lage und die Notwendigkeit eines sofortigen Waffenstillstands zu informieren. Die Nachrichten waren für die Berliner Politiker niederschmetternd. Max von Baden ließ sich von Zeugen schildern, dass Ebert totenblass geworden sei und kein Wort hätte herausbringen können, Stresemann gleichfalls völlig erschüttert gewesen sei, der Minister v. Waldow den Saal mit den Worten verlassen habe, jetzt könne man sich nur noch eine Kugel in den Kopf schießen. Allein der polnische Reichstagsabgeordnete Seyda sei freudig aus dem Sitzungszimmer gekommen, und der Führer der Unabhängigen Sozialdemokraten Haase sei auf seinen Parteifreund Ledebour mit den Worten zugestürmt: «Jetzt haben wir sie!»<sup>26</sup>

Noch auf der Fraktionssitzung der MSPD, die am selben Tag stattfand, erlitt Ebert, der zwei seiner Söhne im Krieg verloren hatte, einen «Wein-anfall» – so sein Fraktionskollege Eduard David.<sup>27</sup> Ebert berichtete, dass Max von Baden eine Regierung nur unter Einschluss der Sozialdemokraten bilden wolle. Er sei bereit dazu, denn es sei «die Pflicht jeder Partei, dem Volke in diesen unendlich entscheidungsschweren Tagen seine Kraft in jeder Beziehung zur Verfügung zu stellen».<sup>28</sup> Zwar billigte die Fraktion mehrheitlich den Regierungseintritt, aber es gab auch etliche Gegenstimmen, die wie Philipp Scheidemann davor warnten, im Augenblick des Zusammenbruchs in ein total bankrottetes Unternehmen einzusteigen, an dessen Spitze auch noch ein Prinz stehe.<sup>29</sup> Ebert jedoch setzte den folgenschweren Beschluss durch, und der Kritiker Scheidemann gehörte zwei Tage später selbst der Regierung Max von Baden an. Die Staatstreue und die empfundene nationale Verantwortung hatten über das politische

Kalkül gesiegt, erst den Zusammenbruch der alten Mächte abzuwarten und dann die Regierung, nun als Retter und Erneuerer, zu übernehmen.

Auch Max von Baden, der am 1. Oktober nachmittags in Berlin eintraf, erfuhr erst zu diesem Zeitpunkt von dem militärischen Desaster und lehnte zunächst schockiert die Kanzlerschaft ab.<sup>30</sup> Zugleich verstärkte die militärische Führung den Zeitdruck. Das Waffenstillstandsangebot müsse sofort hinausgehen, drängte Ludendorff am 1. Oktober und fügte hinzu, dass die Truppe heute noch halte. Was morgen geschehe, sei nicht vorauszusehen.<sup>31</sup> Ebenso insistierte Hindenburg am selben Tag mit einem Telegramm an den Vizekanzler von Payer auf einem sofortigen Waffenstillstandsgesuch.<sup>32</sup> Der Vertreter des Auswärtigen Amtes hatte den Eindruck, dass man im Großen Hauptquartier völlig die Nerven verloren habe.<sup>33</sup> Am 3. Oktober war dann endlich die Note an den US-Präsidenten Wilson fertig, die über die Schweizer Regierung nach Washington übermittelt wurde.<sup>34</sup>

### ***Erschütterung der Öffentlichkeit***

Für das deutsche Publikum, das in den vergangenen Jahren vor allem Siegesmeldungen in den Zeitungen gelesen hatte, waren die plötzlichen Eingeständnisse ein Schock. Am 29. September brachte das *Berliner Tageblatt* auf der ersten Seite eine Karte mit der zurückgezogenen neuen Frontlinie, am 30. September die Erklärung Wilhelms II. zum Rücktritt Hertlings und des Kaisers Absicht, «daß Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfang teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung», um dann in den folgenden Tagen umfänglich über die Bildung der neuen Regierung unter Max von Baden zu berichten.<sup>35</sup>

Der Romanist Victor Klemperer, der 1918 gehofft hatte, eine Professur an der deutschen Universität im belgischen Gent anzutreten, notierte: «Am 29. September hielt ich alles für verloren, die allgemeine und meine private Genter Sache. Ich sagte mir: Wenn die Zensur einen solchen Artikel der *«Münchener Neuesten Nachrichten»* passieren läßt! Es hieß darin, Bulgarien sei am Ende, die Türkei am Ende, die Siegfried-Linie bei Cambrai durchbrochen, die Westoffensive der Entente noch immer nicht zum Stillstand gebracht, müßten allen phantastischen Hoffnungen entsagen, wir kämpften in äußerster Verteidigung. Aber am nächsten Tag war ich wieder etwas

zuversichtlicher: Die innerpolitische Entwicklung bewegte sich nun rasch auf die parlamentarische Demokratie zu, und mir fiel Vossellers Wort ein: Innere Freiheit, und wir finden die Kraft, bis zu einem würdigen Frieden durchzuhalten.»<sup>36</sup> Die junge Hamburger Lehrerin Luise Stephan, spätere Solmitz, Tochter einer gutbürgerlichen Kaufmannsfamilie, damals 29 Jahre alt und liberal eingestellt, nicht zuletzt durch einen einjährigen Englandaufenthalt vor dem Ersten Weltkrieg, die zwischen 1905 und 1973 ein ausführliches Tagebuch schrieb, hielt am 27. September fest: «Ein schwarzer Tag für mein Vaterland. Der erste Bundesgenosse [Bulgarien, M. W.] fällt offenkundig ab. [...] Wohin steuern wir??? Ich muß sagen: sah ich neulich den Frieden nirgends, auch nicht in noch so weiter Ferne, – jetzt scheint er mir selbstverständlich nahe, aber ein Friede zu unserem Schaden. Unsere Firma löst sich auf, die Entente behält in allem recht. [...] Unsere Niederlage ist die Niederlage der sittlichen Weltordnung.» Und wenige Tage später, am 6. Oktober: «Schluß unserer Friedensnote: «Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen.» – Sofort, sofort! Wie das klingt. [...] Vor einer Woche entsetzten wir uns über Bulgariens Angebot; jetzt liegt unser eignes vor. Man kommt außer Atem, um mit den Ereignissen Schritt zu halten. Unsere gepeinigten und überreizten Nerven können kaum noch alles verarbeiten.»<sup>37</sup>

Käthe Kollwitz, die sehr um ihren Sohn Peter trauerte, der im Herbst 1914 gefallen war, versuchte in ihrem Tagebuch, sich Klarheit zu verschaffen: «Deutschland steht vor dem Ende. Widersprechendste Gefühle. Deutschland verliert den Krieg. Was kommt nun? Wird das patriotische Gefühl noch einmal so aufflammen, daß eine Verteidigung bis zum letzten einsetzt? [...] Wahnsinn käm es mir vor, wenn das Spiel verloren ist, es nicht abubrechen und zu retten, was noch zu retten ist. Die Jugend, die noch lebt, muß Deutschland behalten, sonst verarmt es absolut. Darum nicht einen Tag weiter Krieg, wenn man erkennt, daß [er] verloren ist. [...] Mein Gott, diese Zeit. Sie nimmt Schritte in Siebenmeilenstiefeln. Alles flutet. Unser Kriegsunglück kann neues Leben für Deutschland bedeuten. Als ich heut hörte, daß Legien, Ebert in die Regierung eintreten, hatte ich ein ungeheures Freudegefühl. Aber selbst wenn die Sozialdemokratie das Staatsschiff glücklich zu lenken imstande wäre: Es bleibt dabei, daß Deutschland den Krieg verliert und ein schweres langes Besiegtenleiden zu tragen haben wird. Geht all das Leiden, das noch kommt und das aus seiner

Niederlage kommen wird, über das Leiden dieser 4 Kriegsjahre heraus? Wo sind seine Millionen junger Menschen? Nein, Deutschland will aufhören mit dem Kriege, ganz Europa will aufhören mit dem Kriege.»<sup>38</sup>

Am 5. Oktober berichtete der neue Reichskanzler Max von Baden zum ersten Mal öffentlich, dass die deutsche Regierung ein Waffenstillstandsgesuch an US-Präsident Wilson gerichtet hatte. «Man konnte gestern abend», so meldete das *Berliner Tageblatt* tags darauf, «in den Straßen Berlins, als die Menge bei Laternenschein diese Rede las, die hoffnungsvollen Rufe hören: «Das ist der Frieden! Der Frieden ist da!»»<sup>39</sup>

### **Revolutionäre Hoffnungen**

Für die Unabhängigen Sozialdemokraten war das Waffenstillstandersuchen der Ausdruck des vollkommenen Scheiterns der alten Ordnung. Zugleich kritisierten sie die Mehrheitssozialdemokraten, weil diese, «in dem Moment, da die bürgerliche Gesellschaft in allen Fugen kracht», sich in die Regierung haben einbinden lassen. Nicht einmal eine Amnestie für politische Delikte und die Aufhebung des Belagerungszustandes habe die SPD verlangt. Dagegen forderte die USPD-Führung die sofortige Räumung aller besetzten Gebiete und Amnestie für alle wegen politischer Delikte verurteilten Zivilpersonen, Soldaten und Matrosen, zudem Aufhebung des Belagerungszustandes, Einführung des Verhältniswahlrechts und des Wahlrechts für Frauen, Demokratisierung der Verfassung. «Unser Ziel ist die sozialistische Republik.»<sup>40</sup>

Auch die linksradikale Spartakus-Gruppe, die sich Anfang Januar 1918 gegründet hatte, diskutierte die politische Wende am 12./13. Oktober auf einer reichsweiten Konferenz an einem geheimen Ort: «Die Zertrümmerung des deutschen Imperialismus hat die deutsche Verfassung und die deutsche Wirtschaftsorganisation aufs tiefste erschüttert und schafft dadurch eine revolutionäre Situation, die alle Probleme neu entrollt, die die deutsche Bourgeoisie in der Revolution von 1848 nicht zu lösen fähig war. [...] In dieser weltpolitischen Situation ist in die Hände des deutschen Proletariats die Entscheidung darüber gelegt, ob die proletarische Revolution, die in Rußland ihren Anfang nahm, durch die Machtentfaltung der Weltbourgeoisie erdrosselt werden soll.»<sup>41</sup> Im Gegensatz zu ihrer weltumspannenden Rhetorik besaß die Spartakus-Gruppe indes nur wenige

lokale Stützpunkte. Neben Berlin waren es Stuttgart, Braunschweig, Dresden, Chemnitz, Duisburg, Düsseldorf und, zählt man die Gruppe der Linksradiكالen hinzu, auch Bremen. Hingegen gab es keine aktionsfähigen Gruppen zum Beispiel in den Großstädten Hamburg, Köln, Hannover, München, Breslau oder den wichtigen Industriestandorten des Ruhrgebiets. Zudem befand sich fast die gesamte Führung der Spartakus-Gruppe: Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Wilhelm Pieck und Leo Jogiches in Haft, sodass die zentrale Organisation von wenigen geleistet werden musste. Zwar gab es ab dem Frühjahr 1918 finanzielle Unterstützung aus Russland, aber der Apparat war geschwächt, weil die Druckerei der Spartakusbrieфе im Juni und die Versandzentrale im August 1918 zerschlagen worden waren.<sup>42</sup> «Es ist ein Unglück, dass sie so schwach sind», schrieb der sowjetische Botschafter in Berlin, Joffe, an Lenin am 13. Oktober 1918.<sup>43</sup>

Auch in Moskau beobachteten die führenden Bolschewiki, die Wilsons «14 Punkte» in russischer Übersetzung in ganz Petrograd hatten plakatieren lassen,<sup>44</sup> die Vorgänge in Deutschland sehr genau. Die Niederlage des Deutschen Reiches stand offenkundig bevor und rückte damit die Revision des Diktatfriedens von Brest-Litowsk auf die Tagesordnung. Sollte Sowjetrussland nun Deutschland den Krieg erklären und gemeinsam mit den Entente-Mächten kämpfen, um an einem künftigen Friedensvertrag beteiligt zu werden und verlorene Territorien sowie Entschädigungen zu gewinnen? Lenin, der sich noch immer zur Genesung nach dem Attentat im August 1918 außerhalb Moskaus in Gorki aufhielt, entschied sich anders. In einem Brief an das ZK der Russischen Kommunistischen Partei (B), das am 3. Oktober tagte, führte er aus, dass die Regierungskrise in Deutschland der Beginn der Revolution sei. Entsprechend müsse Russland offiziell Distanz sowohl zum kaiserlichen Deutschland als auch zur Entente halten, denn die zu erwartende proletarische Revolution in Deutschland werde die politische Lage radikal verändern.<sup>45</sup>

Die sowjetrussische Botschaft in Berlin unter Leitung von Adolf Abramovič Joffe, die im April 1918 nach dem Vertrag von Brest-Litowsk eröffnet worden war – die erste sowjetische Auslandsvertretung –, hatte sich schon in den Monaten zuvor bemüht, die revolutionären Aktivitäten der Linken in Deutschland zu unterstützen. Sie glich «1918 eher einem konspirativen Revolutionärs-treffpunkt als einer diplomatischen Vertretung».<sup>46</sup> Auch USPD-Führer wie Hugo Haase, Georg Ledebour, Oscar Cohn gingen dort aus und ein.

Obwohl die Sowjets die deutsche Linke mit mehreren hunderttausend

Mark finanziell stark unterstützten – der sowjetische Volkskommissar für Äußeres, Tschitscherin, nannte im Dezember 1918 sogar die Summe von über 10 Millionen Rubel, die für «Zwecke der deutschen Revolution» bestimmt waren<sup>47</sup> –, fiel Joffes Urteil über deren revolutionäre Stärke vernichtend aus. Im Mai 1918 berichtete er dem Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten: «Eine reale Opposition gibt es nicht. Die Unabhängigen sind schlapp und ekelierend prinzipienlos, sie sind zutiefst davon überzeugt, daß die Rettung nur in der Niederlage im Westen besteht, doch beeindruckt von der rohen Gewalt der deutschen Waffen fürchten sie sich vor einer möglichen Niederlage. [...] Die Spartakisten sind völlig zerschlagen, der größere Teil von ihnen befindet sich zur Zeit im Gefängnis, die übrigen sind eingeschüchtert und kraftlos ...»<sup>48</sup> Noch im September äußerte sich Joffe in einem Brief an Lenin: «Die Unabhängigen sind ganz hoffnungslos und untauglich als *revolutionäre* Partei. Die Besten von ihnen wie Ledebour sind Parlamentarier par excellence. Sie verstehen nichts anderes. Die Spartakisten haben Angst vor Verhaftungen. Der größere Teil der Jugend (wenn nicht nach dem Alter, so nach der revolutionären Erfahrung) ist imstande, unter einer Führung zu arbeiten, und sie haben wirklich etwas geleistet, als Tyszka [Leo Jogiches, M. W.] noch frei war; und sie stellen sich vor, wenn sie einmal ein Flugblatt herausgegeben haben (das sie überhaupt nicht verteilen können), das hätte sogar schon zu viel revolutionären Geist.»<sup>49</sup>

### **Die Kriegsgesellschaft zerfällt**

Für die deutschen Soldaten im Feld war das Waffenstillstandsangebot ein klares Signal, dass es keinen Grund mehr gab weiterzukämpfen. Auch in der französischen Armee war es bereits 1917 zu massenhaften Meutereien und Desertionen gekommen, ebenso in der deutschen Marine: Im August 1917 widersetzten sich in Wilhelmshaven etwa 400 Matrosen den Befehlen, verließen die Schiffe und zogen durch die Kneipen der Stadt. Die alarmierte Admiralität definierte das Verhalten als «Meuterei», nachdem bei den Matrosen USPD-Material gefunden worden war; 75 Matrosen wurden inhaftiert und zwei von ihnen sogar hingerichtet.<sup>50</sup>

Der Waffenstillstand mit Russland und der Vertrag von Brest-Litowsk befeuerten die Hoffnungen auf ein baldiges Kriegsende, und die Frühjahrsoffensive 1918 galt vielen Soldaten als letzte große Anstrengung, um

den Krieg zu beenden. Doch als das Scheitern der Offensive deutlich wurde, verbreitete sich das Gefühl, dass die militärische Führung keinen Plan mehr besitze und die Niederlage unvermeidlich sei.<sup>51</sup> Hinzu kam, dass es an Material und Ausrüstung mangelte und die Zahl der einsatzfähigen deutschen Soldaten zwischen März und Juli um nahezu eine Million von 5,1 auf 4,2 Millionen Mann sank und kaum Ersatz aus der Heimat herangeschafft werden konnte.<sup>52</sup> Fronttruppen waren ohne Pause monatelang im Einsatz und litten zunehmend an körperlicher wie psychischer Erschöpfung und Überlastung. Die Grippe-Epidemie, die in der ersten Welle im Mai und Juni die alliierten Armeen erfasste, erreichte das deutsche Heer wenige Wochen später im Juni und Juli. In diesen Monaten erkrankten annähernd 700 000 deutsche Soldaten. Auch wenn die Offensiven nicht, wie die deutsche Heeresleitung später behauptete, davon berührt waren, trugen die Massenerkrankungen doch sehr zur Schwächung und zur Kriegsmüdigkeit bei.<sup>53</sup> Darüber hinaus war die Lebensmittelversorgung schlecht, und die Soldaten gewannen den Eindruck, dass sie darben mussten, während die Offiziere in Saus und Braus lebten.

Hunderttausende von Soldaten versuchten nun, sich eigenmächtig dem Krieg zu entziehen. Etwa 385 000 deutsche Soldaten ergaben sich den Alliierten, und bis zu einer Million Soldaten desertierten und versuchten, sich auf eigene Faust nach Hause durchzuschlagen.<sup>54</sup> In einem Feldpostbrief aus dem August 1918 hieß es: «Nur eins wäre für mich noch die Rettung, der Krieg nimmt dies Jahr noch sein Ende und man könnte einmal frei sprechen, denn solange man die Sklavenkleider anhat, darf man die Wahrheit nicht sprechen, zwar weiß es ja schon ein jeder, der auch nicht Soldat ist, wie man gedrückt wird, aber der Krieg hat ein jeden zum Sozialdemokraten gemacht.»<sup>55</sup>

Ebenso herrschte an der «Heimatfront» Kriegsmüdigkeit, vor allem bedingt durch die desolate Versorgungslage, die weite Teile der Bevölkerung erfasste. Schon vor dem Krieg war das Deutsche Reich nicht in der Lage gewesen, sich autark zu ernähren, sondern auf Importe angewiesen. Daher traf die britische Seeblockade die Lebensmittelversorgung der deutschen Bevölkerung hart, zumal die Behörden in Erwartung eines raschen Sieges nichts unternommen hatten, um die Versorgung vorausschauend sicherzustellen. Erst im Mai 1916 wurde ein Kriegsernährungsamt gegründet. 1915 war es in Berlin bereits zu Lebensmittelunruhen gekommen, die den Unmut der Bevölkerung, vor allem der Frauen, über das Versagen der Behör-

den unüberhörbar zum Ausdruck brachte.<sup>56</sup> Hinzu kam 1918 die Grippeepidemie, deren erste Welle Berlin Anfang Juli erreichte. Zwar lagen die Todeszahlen in Deutschland nicht so hoch wie in anderen europäischen Ländern – weltweit starben vermutlich bis zu 50 Millionen Menschen an der Spanischen Grippe 1918/19 – und Seuchen wie Tuberkulose oder Diphtherie gehörten noch zum Alltag. Aber die massenhaften Erkrankungen beeinträchtigten das städtische Leben; Mitte Oktober kam es zu Ausfällen bei der Berliner Straßenbahn; es mussten Schulen geschlossen werden; der Post-, Telegraphen- und Fernsprechverkehr litten unter dem Ausfall des Personals; nach Angaben der Allgemeinen Ortskrankenkasse wurden täglich deutlich mehr als tausend neue Erkrankungen gemeldet.<sup>57</sup> Erst Ende Oktober war ein Abflauen der Grippeerkrankungen in Berlin zu beobachten, doch dauerte es bis Anfang November, bis die Schulen wieder geöffnet wurden.<sup>58</sup> Die Behörden scheuten im vierten Kriegsjahr vor drastischen Präventionsmaßnahmen zurück, um die ohnehin schlechte Stimmung in der Bevölkerung nicht noch weiter zu drücken, was wiederum zur Folge hatte, dass viele dem Staat Untätigkeit und Unvermögen vorwarfen. Da die Ursachen für die Grippe nicht bekannt waren, wurde sie für eine Folge der schlechten Ernährung und Unterversorgung gehalten, was dem wilhelminischen Regime angelastet wurde.<sup>59</sup>

Das Auf und Ab zwischen Hoffnung und Enttäuschung, Siegeserwartung und Niedergeschlagenheit im Laufe des Jahres 1918 lässt sich an den monatlichen Stimmungsberichten des Berliner Polizeipräsidenten gut ablesen. Ende April meldete dieser dem preußischen Innenministerium: «Die Stimmung ist sehr gehoben. Dem siegreichen Vorrücken auf Frankreichs und Belgiens Boden folgt man mit größter, hoffnungsvollster Spannung.» Einen Monat später hieß es: «Die mit den fortschreitenden Erfolgen im Westen stetig gestiegene Stimmung ist seit Eintritt der großen Kampfpause mehr und mehr gesunken. Jetzt ist das Feld wieder frei für Kleinmütige und mißgünstige Gerüchte.» Im Juni, so hieß es, habe sich durch den Vorstoß bis zur Marne und das österreichische Vorgehen gegen Italien die Stimmung wieder gehoben. Im Juli stellt der Polizeipräsident fest, dass die Offensiven ohne besondere Spannung aufgenommen worden seien: «Die Volksseele wird eben jetzt von der einen Frage bewegt: ‹Wann kommt der Friede?›»<sup>60</sup>

Ganz deutlich waren die Hoffnungen, die sich an die deutsche Frühjahrsoffensive geknüpft hatten, mit der Aussicht verbunden, dass damit der

Krieg sich dem Ende zuneige. Als im Oktober das Waffenstillstandsersuchen der deutschen Regierung öffentlich gemacht wurde, stieg die Erwartung auf ein baldiges Kriegsende. Doch je mehr sich der angekündigte Waffenstillstand verzögerte, die diplomatischen Noten zwischen den USA und Deutschland hin und her gingen, ohne dass das Ende des Krieges in Sicht war, desto drängender, ungeduldiger wurden die Menschen. Während sich auf dem diplomatischen Feld die Zeit zu dehnen schien, wurde sie den Menschen knapp. Sie wollten nicht länger warten.

### **Notenwechsel**

In den USA war man sich nicht schlüssig, wie mit dem deutschen Waffenstillstandsersuchen umzugehen sei. Die Antwort der amerikanischen Regierung hing von der Einschätzung ab, wie stark noch die militärische Kraft des deutschen Heeres sei und mit welcher politischen Macht im Deutschen Reich Friedensverhandlungen geführt werden könnten. So wurde nach ausgedehnten Beratungen zwischen dem 6. und 8. Oktober eine erste Antwort nach Deutschland gesandt, die eine Reihe von Rückfragen enthielt. Die US-Regierung wollte erstens wissen, ob die deutsche Führung Wilsons Friedensbedingungen annehme oder diese nur als einen Einstieg in nachfolgende Verhandlungen betrachte. Zweitens, ob der Kanzler «nur für diejenigen Gewalten des Reiches spricht, die bisher den Krieg geführt haben». Die Antwort auf diese Frage, so hieß es in der Note, halte der Präsident «für außerordentlich wichtig». Und drittens könne er den Verbündeten keinen Waffenstillstand vorschlagen, solange deutsche Truppen auf deren Boden ständen.<sup>61</sup>

Als das Kabinett am 9. Oktober eine Antwort auf die Note Wilsons beriet, ging es zunächst um die militärische Lage. Ludendorff schilderte sie als desaströs: Die Divisionen seien nicht mehr kampffähig, ein Durchbruch der alliierten Truppen jederzeit möglich; die eigene Armee brauche unbedingt eine Pause, um sich wieder zu konsolidieren. Eine Räumung der besetzten Gebiete dauere mindestens zwei bis drei Monate.<sup>62</sup> In der Antwortnote, die daraufhin am 12. Oktober nachmittags unter ausdrücklicher Billigung der OHL abgeschickt wurde, bekräftigte die deutsche Regierung, dass die 14 Punkte Wilsons die «Grundlagen eines dauernden Rechtsfriedens» seien, wobei sie davon ausgehe, dass auch die alliierten Regierungen

Wilson's Punkte akzeptierten. Der verlangten Räumung stimmte die Reichsregierung zu.<sup>63</sup>

«Die deutsche Antwort an Wilson!! Wir entsprechen den Räumungsvorschlägen!!! [...] Wer hätte an so ein Ende gedacht», notierte Luise Stephan, spätere Solmitz, am 13. Oktober in ihrem Tagebuch. «Die Zeitungen klammern sich an etwaige milde Gesinnung des Feindes, den sie bisher beschimpften; unerträglich. [...] Ich war nie alldeutsch, aber wie ungeheuerlich erschien mir doch in der Friedensresolution der Verzicht auf alle Vorteile. [...] Niemand faßt, wie's so plötzlich über uns hereinbrach.»<sup>64</sup>

Die dritte Frage nach der demokratischen Legitimation, vom amerikanischen Außenminister als «außerordentlich wichtig» hervorgehoben, machte dem Reichskabinett offensichtlich keine Sorgen. So hieß es lapidar in der Antwortnote, dass die jetzige deutsche Regierung von der großen Mehrheit des Reichstages unterstützt werde und der Reichskanzler auch im Namen des deutschen Volkes spreche.<sup>65</sup> Eben dies war jedoch just in diesem Moment zweifelhaft geworden, denn eine Schweizer Zeitung hatte am 9. Oktober einen privaten Brief von Reichskanzler Max von Baden aus dem Januar 1918 veröffentlicht, in dem er sowohl die Friedensresolution des Reichstages im Juli 1917 wie die Bestrebungen nach mehr parlamentarischen Rechten scharf verurteilte. Konnte dieser Mann mit den Alliierten über einen Friedensschluss verhandeln? Scheidemann und selbst Ebert forderten seinen Rücktritt.<sup>66</sup> Die anderen Parteien stimmten zwar dieser Einschätzung im Prinzip zu, hielten aber einen raschen Wechsel des Reichskanzlers für praktisch unmöglich. Tags darauf lenkten auch die Sozialdemokraten ein und stützten weiterhin eine Regierung, die öffentlich in Misskredit gekommen war.<sup>67</sup>

Ein zweites Ereignis erschütterte die Glaubwürdigkeit der deutschen Regierung. An dem Tag, als die Antwortnote an Wilson abgeschickt wurde, torpedierte ein deutsches U-Boot einen amerikanischen Passagierdampfer, der zwischen Irland und England verkehrte. 450 Menschen, darunter 135 Frauen und Kinder, kamen ums Leben. Das Entsetzen in England und den USA war groß, und Wilson geriet unter öffentlichen Druck, der deutschen Regierung eine scharfe Antwort zu erteilen. Nicht zuletzt beförderte der Angriff Wilsons Misstrauen, dass in Deutschland nach wie vor die alten militaristischen Kräfte am Werk seien, die trotz Waffenstillstandersuchen keineswegs daran dachten, den uneingeschränkten U-Bootkrieg zu beenden. Außerdem reagierten die französischen und britischen Verbündeten auf den deutsch-amerikanischen Notenwechsel, der ja über ihre Köpfe

hinweg erfolgte, mit Argwohn und verlangten, dass Waffenstillstandsbedingungen nur vom gemeinsamen Obersten Kriegsrat festgelegt würden.<sup>68</sup>

Entsprechend deutlich fiel Wilsons Antwortnote vom 14. Oktober aus, die sogleich veröffentlicht wurde: Räumung und Bedingungen des Waffenstillstands würden von den alliierten Militärs festgelegt; die Überlegenheit der alliierten Armeen müsse weiterbestehen. Solange die deutschen Streitkräfte mit «ungesetzlichen und unmenschlichen Praktiken» kämpften, würden die Alliierten einen Waffenstillstand nicht in Erwägung ziehen. Schließlich wies Wilson ausdrücklich auf seine Rede am 4. Juli 1918 hin, in der er die «Vernichtung jeder militärischen Macht überall» gefordert hatte. US-Außenminister Lansing schloss im Namen Wilsons daran an: «Und die Macht, welche bis jetzt das Schicksal der deutschen Nation bestimmt hat, ist eine von denjenigen, welche der Präsident im Auge hat. Die deutsche Nation hat die Wahl, dies zu ändern.»<sup>69</sup> Klarer ließ sich in diplomatischer Sprache die Forderung nach einem grundlegenden politischen Wechsel wohl kaum ausdrücken.

### «Die Kronen rollen auf das Pflaster»

Das Kabinett mochte dennoch die Brisanz der Lage nicht sehen. Die Minister, allen voran Philipp Scheidemann, beruhigten sich damit, dass Wilson nicht den Kaiser absetzen wolle, sondern lediglich eine konstitutionelle Monarchie wie in Italien oder Belgien im Sinn habe – als gäbe es noch Zeit für Diskussionen.<sup>70</sup>

Hingegen wurden die Stimmen in der Bevölkerung immer vernehmlicher, die auf den Kaiser keine Rücksicht mehr nehmen wollten, wenn er ein Hindernis für den Friedensschluss sei. Am 10. Oktober sprach sich Adolf Braun, Chefredakteur der sozialdemokratischen *Fränkischen Tagespost*, in einem Leitartikel für den Rücktritt des Monarchen aus.<sup>71</sup> Auf dem Parteitag der bayrischen Sozialdemokraten wenige Tage später verlangten Delegierte ohne Umschweife den Rücktritt Wilhelms II. sowie «die Überführung Deutschlands in einen Volksstaat mit vollkommener Selbstbestimmung».<sup>72</sup> Auf USPD-Versammlungen in Elberfeld, Düsseldorf, Erfurt, Gotha, Halle, Wittenberg und etlichen anderen Orten forderten die Redner einen sofortigen Frieden, die Aufhebung des Belagerungszustandes, die Freilassung von Liebknecht und die Errichtung einer Republik.<sup>73</sup> Käthe Kollwitz be-

suchte am 11. Oktober in Berlin eine Veranstaltung mit dem Publizisten und Herausgeber der Zeitschrift *Die Zukunft* Maximilian Harden: «Er spricht so, als wenn die Fragen, die Wilson stellt, in bejahendem Sinne beantwortet würden und es bestimmt Frieden geben wird. Gedrängt volle Versammlung, starke Friedensstimmung und Verständigungsstimmung.»<sup>74</sup>

Am 16. Oktober versammelten sich vor dem Reichstag mehrere tausend Menschen, um für den sofortigen Frieden zu demonstrieren. Die Polizei versuchte, die Demonstration zu behindern und die Demonstranten von der zentralen Allee Unter den Linden fernzuhalten, wo sich die Stadtkommandantur, das Zeughaus und das Berliner Stadtschloss befanden. Aber die Demonstranten durchbrachen die Sperre am Brandenburger Tor und zogen mit Rufen wie «Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung! Hoch Liebknecht!» durch die Straßen.<sup>75</sup>

Der sozialdemokratische *Vorwärts* berichtete über Gerüchte in einigen Fabriken Berlins, denen zufolge eine künftige Regierung der USPD-Führer Haase und Ledebour eine bereits ausgemachte Sache sei, und warnte vor «Phantasten».<sup>76</sup> Tags darauf erschien ein Aufruf des SPD-Parteivorstandes, in dem dieser zu Besonnenheit mahnte und sowohl die «dunklen Mächte der Gegenrevolution», die alldeutschen Demagogen, agrarischen und schwerindustriellen Kriegsgewinnler als auch jene kritisierte, die durch die «bolschewistischen Revolutionsphrasen», durch «sinn- und zwecklose Streiks und Demonstrationen» die Arbeiter aufputschen wollten und damit ein «bolschewistisches Chaos» herbeiführen würden.<sup>77</sup> Eine Woche später kam es erneut zu Demonstrationen, die mit Polizeigewalt auseinandergetrieben wurden, während zur gleichen Zeit Hugo Haase im Reichstag prophezeite: «Die Kronen rollen auf das Pflaster, die Krone des Bulgarenkönigs Ferdinand, die Krone des Zaren [...] Ringsum werden Republiken sich auftun, und da soll Deutschland allein umgeben von Republiken noch einen Kronenträger haben oder Träger vieler Kronen und Krönlein bleiben?»<sup>78</sup>

### **Widerstrebende Zeitebenen**

Am Nachmittag des 23. Oktober traf Karl Liebknecht, der nach langen Diskussionen im Kabinett freigelassen worden war, am Anhalter Bahnhof in Berlin ein, wo ihn etwa 20 000 Menschen trotz des Belagerungszustands erwarteten. Mit Hochrufen auf die Internationale, dem Absingen der Arbei-

termarseillaise und Rufen nach Frieden zogen die Demonstranten in Richtung Reichstagsgebäude. Vor der russischen Botschaft in der Nähe des Brandenburger Tores hielt Liebknecht eine kurze Ansprache. Dann löste ein Trupp berittener Polizisten die Demonstration auf.<sup>79</sup>

Von nun an trat Liebknecht als Agitator in Berlin in Erscheinung. Am Sonntag, den 27. Oktober, hatte die USPD zu fünf Kundgebungen in Berlin aufgerufen, an denen mehrere tausend Menschen teilnahmen. Karl Liebkecht sprach im Stadttheater Moabit: «Die herrschenden Klassen müssten beseitigt und durch eine wirkliche Volksherrschaft ersetzt werden», zitierte das *Berliner Tageblatt* seine Rede. «Die Entscheidungsstunde habe geschlagen, die Tat liege in den Händen der Arbeiter.»<sup>80</sup> Käthe Kollwitz besuchte eine Veranstaltung mit Georg Ledebour: «Ich kann ihn nicht leiden. Ein Demagog ist er, ein Hetzer. Ich kann überhaupt nicht mit den Unabhängigen mitgehen. Doch wünsche ich sehr, daß die Sozialisten in der Regierung nicht noch weiter nach rechts gingen. Alles spitzt sich ungeheuer zu.»<sup>81</sup>

Laut Emil Barth, führendes Mitglied der Revolutionären Obleute, waren in Berlin im August in den Betrieben Stoßtrupps gebildet worden, die mit – offenkundig von der russischen Botschaft finanzierten – Waffen ausgerüstet waren, um zu einem geeigneten Zeitpunkt revolutionär losschlagen zu können.<sup>82</sup> Barths Vorpreschen stieß jedoch bei der Führung der USPD, namentlich bei Hugo Haase, Georg Ledebour und Ernst Däumig, auf Zurückhaltung. Liebkecht dagegen drängte auf dem Treffen der Revolutionären Obleute am 26. Oktober auf weitere Aktionen, mit denen die Arbeiter mobilisiert werden sollten. Schon im Anschluss an die Kundgebungen am folgenden Tag sollten in Berlin Demonstrationen stattfinden, was Barth und Däumig wiederum als «revolutionäre Gymnastik» ablehnten, noch eingedenk der Repressionen nach dem Januarstreik und der Gewaltmacht der Polizei. Vielmehr müsse man abwarten, bis der unvermeidliche Tag des Zusammenbruchs der Westfront in den kommenden Wochen einträte, um dann so wuchtig wie möglich an möglichst vielen Orten die revolutionäre Erhebung zu organisieren.<sup>83</sup>

Die Zeit drängte – während die Oberste Heeresleitung auf Zeit spielte. In der Kabinettsitzung vom 17. Oktober stellte sich Ludendorff auf den Standpunkt, es komme vor allem darauf an, wieviel Mann noch für das Heer rekrutiert werden könnten. Käme die Armee über die nächsten vier Wochen hinüber, so Ludendorff, wäre sie «fein heraus». Scheinheilig appellierte er an die Regierung: «Packen Sie das Volk. Reißen Sie es hoch. Kann das nicht

Herr Ebert tun? Es muß gelingen.»<sup>84</sup> In einem Telegramm an den Reichskanzler beschwor Hindenburg drei Tage später noch einmal die Alternative: Wiedererstehen oder Untergang. Eine Aufgabe des U-Bootkrieges ohne Gegenleistung dürfe es nicht geben. Falls die Verhandlungen mit Wilson scheiterten, womit zu rechnen sei, müsse die Regierung entschlossen sein, «den Kampf bis zum letzten Mann unserer Ehre halber auszukämpfen».<sup>85</sup> Dagegen machte der US-Präsident in seiner dritten Antwortnote an die deutsche Regierung vom 23. Oktober in aller Klarheit deutlich, dass die Abdankung des Kaisers vonnöten sei, um in Friedensverhandlungen einzutreten, andernfalls könne sie nur die «Übergabe» des Reiches fordern.<sup>86</sup> Selten hat ein US-Präsident so unmissverständlich zum Umsturz aufgerufen!

Dennoch glaubte die politische Führung in Berlin, Zeit genug zu haben, um weiterhin über diverse Möglichkeiten zu debattieren, die Monarchie zu erhalten. Sollte ein Regent als Reichsverweser eingesetzt werden? Könnte dies einer der Söhne Wilhelms II., womöglich gar der Kronprinz sein? Oder käme Max von Baden in Betracht? Womöglich könnte Wilhelm II. als Kaiser abdanken, aber König von Preußen bleiben? Mitten in die Debatten platzte die Nachricht, dass Wilhelm II. überraschend am 29. Oktober Berlin verlassen habe und ins Große Hauptquartier nach Spa gereist sei! Der öffentliche Eindruck, den dieser Schritt, aus welchen Gründen er auch unternommen worden war, auslöste, war verheerend: Der Kaiser entzog sich seiner Verantwortung und flüchtete.<sup>87</sup>

Auf der Kabinettsitzung waren sich die Minister einschließlich des Reichskanzlers nun einig, dass Wilhelm II. abdanken solle. Aber, so betonte Max von Baden, das könne er nur freiwillig tun. Was also tun, wenn der Kaiser nicht will? Und er wollte tatsächlich nicht, sondern versuchte, in diesen immer rasanter werdenden Zeitläuften, die Sache auszusitzen. Noch am 3. November soll Wilhelm II. gegenüber dem Feldseelsorger Johannes Vogel gesagt haben: «Ich denke gar nicht daran, den Thron zu verlassen wegen der paar Hundert Juden oder 1000 Arbeiter – das sagen Sie Ihren Herren in Berlin!»<sup>88</sup>

Die Oberste Heeresleitung indessen, die noch wenige Wochen zuvor den unmittelbaren Zusammenbruch der Front beschworen hatte, fühlte sich nun schon wieder stark genug, auf Konfrontation zu setzen. Hindenburg schrieb in einem Telegramm an alle Truppen vom 24. Oktober, dass Wilsons Note der Beweis sei, «dass der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermindert» fortbestehe und die Antwort

darauf nur sein könne, «den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen».<sup>89</sup> Es bedurfte einer Rücktrittsdrohung Max von Badens, damit Wilhelm II. Ludendorff am 26. Oktober entließ, wohingegen Hindenburg auf seinem Posten verblieb.<sup>90</sup> Der Wille der Militärführung, den in ihren Augen unehrenhaften Waffenstillstand zu verweigern und den Krieg fortzuführen, war offensichtlich. Die Entscheidung der Admiralität, die Flotte, die wegen der erfolgreichen britischen Seeblockade den Krieg tatenlos verbracht hatte, am 30. Oktober nun noch einmal zu einer «ehrvollen Schlacht» auf See zu schicken, war keineswegs ein Alleingang, sondern entsprach ganz der Linie Hindenburgs und Ludendorffs.

### ***Der Aufstand bricht los***

Vor allen Augen rollten die Kronen auf die Straße und zerfielen die Imperien. Kaiser Karl telegraphierte Wilhelm II. am 27. Oktober, dass er die Alliierten um einen sofortigen, separaten Waffenstillstand bitten werde. Drei Tage zuvor hatte sich Ungarn für unabhängig erklärt; am 25. Oktober war unter der Führung des wichtigsten ungarischen Oppositionsführers Károlyi ein Nationalrat gebildet worden, der die politische Macht übernahm und Ungarn zur Republik erklärte. Am 28. Oktober proklamierte der tschechische Nationalrat in Prag den eigenen Nationalstaat; tags darauf folgte die Proklamation des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen in Zagreb. Die deutsch-österreichischen Abgeordneten des Reichsrates hatten sich am 21. Oktober zur provisorischen Nationalversammlung eines künftigen deutsch-österreichischen Staates erklärt. Am 30. Oktober wurde eine eigene deutsch-österreichische Regierung unter dem Sozialdemokraten Karl Renner als Kanzler gebildet, und die Wiener Garnison begann, Soldatenräte zu wählen.<sup>91</sup>

In Berlin bereiteten die Obleute in den Betrieben den Tag X vor. Ende Oktober, so Richard Müller, sei man so weit gewesen, und zunächst haben man den 4. November als Tag des Losschlagens festgelegt. Am Abend des 2. November traf sich der führende Kreis von gut 40 Obleuten und schätzte ein, dass nur rund 75 000 Berliner Arbeiterinnen und Arbeiter zum organisierten Aufruhr bereit seien. Den 4. November lehnten die Obleute jedoch als zu früh ab, da man sich nicht klar war, ob und inwieweit die Provinz mitmachen würde. Somit wurde der 11. November als Tag des Aufstandes bestimmt.<sup>92</sup>

Als die Obleute in Berlin tagten, hatte die Revolution allerdings bereits ihren Lauf aufgenommen. Den Versuch der Admiralität, die Flotte zu einem letzten Gefecht auslaufen zu lassen, um die «Ehre» der deutschen Marine zu beweisen, vereitelten die Matrosen. Die Heizer löschten das Feuer unter den Kesseln.<sup>93</sup> Flugblätter kursierten auf den Schiffen: «Schmeißt die Arbeit nieder! Wir wollen Frieden oder nicht? Oder sollen wir unseren Kameraden an der Westfront entgegenarbeiten? Nieder mit dem Krieg!»<sup>94</sup> Zunächst gelang es den Offizieren noch, auf den diversen Schiffen etwa tausend Matrosen verhaften zu lassen, aber bald weigerten sich die Soldaten, ihre Kameraden festzunehmen und auszuliefern. Im Kieler Gewerkschaftshaus trafen sich Matrosen, um die Lage zu besprechen, und riefen für Sonntagnachmittag, 3. November, zu einer großen Kundgebung auf dem Exerzierplatz der Stadt auf. Eiligst wurden Soldaten herbeigeordert, die, so der Einsatzbefehl, «mit allen Mitteln» den Demonstrationzug auflösen, notfalls auch «rücksichtslos von der Waffe Gebrauch» machen sollten. Der verantwortliche Offizier erteilte tatsächlich den Schießbefehl; sieben Tote sowie 29 Verletzte blieben zurück.<sup>95</sup>

Damit war das Fanal zum Aufstand gegeben. Schon am nächsten Morgen drangen Matrosentrupps in die Waffenkammern der Schiffe ein und rüsteten sich mit Gewehren, Pistolen, Munition aus. Ebenso schlossen sich immer mehr Soldaten der Kieler Garnison den Aufständischen an. Spontan wurde der erste Soldatenrat unter dem unabhängigen Sozialdemokraten und Oberheizer Karl Artelt benannt. Zugleich griff die Empörung auf die Arbeiterschaft über; am Vormittag legten die ersten Belegschaften die Arbeit nieder und wählten Arbeiterräte. Für den kommenden Tag wurde der Generalstreik ausgerufen. Gegen Mittag des 4. November musste der Stadtkommandant eingestehen, nicht mehr Herr der Lage zu sein. Aus der Demonstration vom Vortag war eine Massenbewegung geworden.<sup>96</sup>

In der Reichsregierung, die am selben Tag tagte, wurde den Ministern allmählich die Brisanz der Situation klar. «Ein Zweifel war nicht möglich», erinnerte sich Philipp Scheidemann, «das war die offene Rebellion, das konnte mehr sein: der Funke, der ins Pulverfaß fliegt!»<sup>97</sup> Das Kabinett beschloss, den liberalen Staatssekretär Haußmann und den sozialdemokratischen Abgeordneten Noske sofort nach Kiel zu entsenden, um die Wogen zu glätten.<sup>98</sup>

Zugleich musste endlich der Waffenstillstand abgeschlossen werden; die Front löste sich zusehends auf. Über die Waffenstillstandsbedingungen für

Deutschland verhandelten die Alliierten vom 29. Oktober bis 4. November in Paris. Wilson versuchte von Washington aus, die scharfen Bedingungen abzumildern, die insbesondere der französische General Foch forderte, drang aber nicht durch. Je deutlicher sich die Niederlage des deutschen Heeres abzeichnete, desto stärker wurde das Gewicht der französischen und britischen Seite der Alliierten und entsprechend geringer der amerikanische Einfluss.<sup>99</sup> Im deutschen Kabinett musste General Wilhelm Groener, der Nachfolger Ludendorffs als Generalquartiermeister des Heeres, am Mittwoch, den 6. November, zugeben, dass die Niederlage an der Westfront unmittelbar bevorstehe. Wenn nicht bis Freitag eine Antwort des US-Präsidenten einträte und Waffenstillstandsverhandlungen aufgenommen würden, müsse die Delegation mit der weißen Fahne in der Hand die Kapitulation vollziehen. Noch am selben Nachmittag reiste die Waffenstillstandsdelegation unter dem Zentrumspolitiker Matthias Erzberger ab, nachdem mittags endlich Wilsons Mitteilung eintraf, dass Marschall Foch von der Entente ermächtigt worden sei, beglaubigte Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen und sie von den Waffenstillstandsbedingungen in Kenntnis zu setzen.<sup>100</sup>

Jedoch «der schlimmste Feind, dessen das Heer sich zu erwehren hat», teilte Groener den versammelten Ministern mit, sei «die Entnervung durch die Einflüsse der Heimat, ist der drohende Bolschewismus». Dem stimmte Scheidemann zu: Ihm schein, so das Protokoll, «der Bolschewismus die größere Gefahr als der äußere Feind». Groener glaubte ohnehin – so steht es in seinen Erinnerungen –, dass es der größte Fehler gewesen war, «Herrn Joffe, diesen gerissenen Juden, als russischen Botschafter nach Deutschland» hereingelassen zu haben. Das Kabinett beschloss die sofortige Ausweisung des sowjetischen Botschafters.<sup>101</sup>

An diesem Mittwoch waren die Matrosen aus Kiel bereits ausgeschwärmt, um den Aufstand in andere Städte zu tragen. Am 5. November gingen mehrere Schiffe unter roter Flagge in der Lübecker Bucht vor Anker; in Wilhelmshaven wurde am selben Tag auf einer Massenkundgebung ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, der die Macht in Wilhelmshaven übernahm, ebenso wie in Cuxhaven tags darauf. Truppen aus Oldenburg, die den Aufstand niederschlagen sollten, verweigerten den Befehl.<sup>102</sup>

In Hamburg brachten die Zeitungen am 5. November Berichte über die Unruhen in Kiel. Am Abend fand eine große Versammlung im Gewerkschaftshaus statt, zu der die USPD aufgerufen hatte und an der über

6000 Menschen teilnahmen. Brausenden Beifall erhielt dem Zeitungsbericht nach der USPD-Führer Wilhelm Dittmann, der sich zufällig in Hamburg aufhielt, als er die Abdankung des Kaisers und die Errichtung einer sozialistischen Republik forderte. Noch in der Nacht besetzten Matrosen öffentliche Gebäude; die Belegschaften mehrerer Betriebe im Hafen und in den Werften traten am Morgen in den Ausstand, und am Vormittag des 6. November wurde im Gewerkschaftshaus ein provisorischer Arbeiter- und Soldatenrat gebildet; mittags demonstrierten 40 000 Menschen auf dem Heiligengeistfeld. Der Kommandierende General Adalbert von Falk floh aus der Stadt, und am Abend erklärte der Hamburger Senat, sich «in den Dienst dieser neuen Zeit zu stellen».<sup>103</sup> Auch in Bremen fanden am 5. und 6. November Massenversammlungen und Demonstrationen statt, streikten Arbeiter und wählten Arbeiterräte, die zusammen mit den Soldatenräten die Macht in Bremen übernahmen.<sup>104</sup>

In Braunschweig besetzten durchreisende Matrosen am 7. November den Bahnhof; am Abend auch hier ein großer Demonstrationzug durch die Stadt, am nächsten Tag Streik, Wahl von Arbeiterräten, Bildung eines gemeinsamen Arbeiter- und Soldatenrates, der am 8. November die Abdankung des Herzogs von Braunschweig erzwang: «Ich, Ernst August, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, erkläre: daß ich für mich und meine Nachkommen auf den Thron verzichte, und die Regierung in die Hände des Arbeiter- und Soldatenrates lege.»<sup>105</sup>

In Köln trafen am 7. November etwa zweihundert Matrosen aus Kiel ein, besetzten auch hier den Bahnhof und sicherten damit einen der wichtigsten militärischen Knotenpunkte im Westen. Versuche der Obersten Heeresleitung, gegenrevolutionäre Truppen nach Köln zu schicken, scheiterten am Ungehorsam der Soldaten. In fast allen großen Städten des Industriegebiets, berichtete die *Kölnische Zeitung* am 9. November, übernahmen Arbeiter- und Soldatenräte die Kontrolle über die lokalen Verwaltungen.<sup>106</sup>

In München versammelte sich am 7. November auf der Theresienwiese eine kaum überschaubare Menschenmenge zu einer Anti-Kriegskundgebung, in deren Anschluss sich mehrere Demonstrationzüge in die Stadt herausbildeten. Einer unter Führung von Kurt Eisner zog zu den Kasernen, damit sich deren Soldaten den Revolutionären anschlossen. Eisner, Redakteur und Schriftsteller, seit 1910 in München als freier Mitarbeiter der sozialdemokratischen *Münchener Post*, der sich während des Weltkrieges auf der Seite der Pazifisten und der USPD engagiert hatte, nach den Januar-

streiks 1918 verhaftet und erst am 14. Oktober freigelassen worden war, entwickelte sich rasch zu einer Schlüsselfigur der Revolution in München. Am 7. November erkannte er scharfsichtig die Chance zur Revolution und ergriff sie. Am Abend erklärten Polizei und Generalkommando, dass sie völlig machtlos seien. Ein Arbeiter- und Soldatenrat wurde gebildet, der noch in der Nacht zum Landtag zog, wo Eisner die vorläufige konstituierende Versammlung der Arbeiter-, Soldaten und Bauernräte leitete und er selbst zum Vorsitzenden gewählt wurde. Der bayrische König wurde für abgesetzt und Bayern zur Republik erklärt.<sup>107</sup>

Überall im Reich erfolgte der Umsturz nach einem ähnlichen Muster: In Kundgebungen und Demonstrationen forderten die Menschen den sofortigen Friedensschluss, das Ende des Belagerungszustandes und die Errichtung der Republik, durchreisende Matrosen bildeten häufig entschlossen handelnde Gruppen, die öffentliche Gebäude besetzten, die örtlichen Garnisonen zum Mitmachen ermunterten; mit Streiks unterstützte die lokale Arbeiterschaft dann den Aufstand, wählte ihrerseits Arbeiterräte, die mit den Soldatenräten gemeinsam die Macht übernahmen, nachdem die Vertreter der alten Mächte mehr oder weniger sang- und klanglos ihre Positionen aufgegeben oder sich den neuen Machthabern gebeugt hatten. «Es ist ein entsetzliches Leben jetzt, da alles wankt und niemand weiß, was der nächste Tag bringt», vertraute Luise Stephan, spätere Solnitz, ihrem Tagebuch an. «Jetzt erst weiß man, wie den Menschen in solcher Zeit zumute ist. Ekel und Abscheu würgt einem an der Kehle. [...] Trauer und Angst ums zerbrochene Vaterland, von Empörung über die ›Deutschen‹, die uns in den Rücken fallen.»<sup>108</sup>

### **Revolution in Berlin**

Derweilen diskutierte man in der Regierung in Berlin mit «geradezu unbegreiflicher Unbekümmertheit» (Susanne Miller)<sup>109</sup> darüber, ob zuerst die Kaiserfrage gelöst oder der Waffenstillstand abgeschlossen werden müsse, ob die Abdankung des Kaisers zur endgültigen Auflösung des Heeres führen werde, weil kein Soldat mehr sich an seinen Eid gebunden fühlen werde, ob mit dem Wegfall des Kaisers die Reichseinheit noch gewahrt werden könne und wer nach dem Kaiser die Regentschaft übernehmen solle. Noch am 8. November bekannte sich die nationalliberale Reichstagsfrak-

tion unter Stresemann zum monarchischen Prinzip. In die Sitzung der SPD-Fraktion am 6. November platzte Scheidemann mit der Nachricht, dass die Matrosen in Hamburg und Hannover die Macht an sich gerissen hätten. «Das bedeutet: Die Revolution!»<sup>110</sup>

Für die sozialdemokratische Führung galt es nun, sich im letztmöglichen Moment von der kaiserlichen Regierung abzusetzen, um nicht mit in den Strudel wie in Hamburg, München und anderswo gerissen zu werden, und zugleich zu versuchen, sich an der Spitze zu halten. Vielleicht verlockte das Beispiel Kiel, wo es Noske gelungen war, die Lage zu beruhigen und sich selbst zum Gouverneur wählen zu lassen, die SPD-Spitze, daran zu glauben, dass sie die Massen im Griff halten könne. Am Donnerstag, den 7. November, rang sich die Reichstagsfraktion, bezeichnenderweise ergänzt um die Berliner Ortsleitung, die in diesen Tagen ein besonderes Gewicht erhielt, endlich zu einem Ultimatum durch: Sollte der Kaiser nicht bis zum Mittag des folgenden Tages zurücktreten, würden die Sozialdemokraten die Regierung verlassen.<sup>111</sup>

Die Polizei und das Militär bereiteten sich ihrerseits auf die zu erwartende revolutionäre Welle in Berlin vor. Die Stadt wurde in Reviere aufgeteilt, drei Jägerbataillone in Zossen stationiert, weitere vier Bataillone des 4. Armeekorps hinzugefügt. Die Bahnhofswachen in Neustadt an der Dosse und in Rathenow wurden angewiesen, keine Züge nach Berlin durchzulassen. Tatsächlich jedoch brachen immer wieder Züge mit revolutionären Matrosen und Soldaten durch und erreichten Berlin.<sup>112</sup>

Am Freitagmorgen, den 8. November, erschien der *Vorwärts* auf der ersten Seite mit einem Aufruf zur Besonnenheit.<sup>113</sup> Gefordert wurden die Aufhebung des Versammlungsverbots, die Mäßigung von Polizei und Militär, der Rücktritt des Kaisers und des Kronprinzen. Sollte bis Freitagmittag keine befriedigende Antwort eintreffen, träten die Sozialdemokraten aus der Regierung aus. Indes war weder am Freitagmittag der Krieg zu Ende noch der Kaiser zurückgetreten, und die Regierung Max von Baden existierte weiterhin. Stattdessen ging das Gerücht um, dass Karl Liebknecht, Richard Müller und Ernst Däumig verhaftet worden seien.

Das war das Signal zum Losschlagen. Am Abend versammelten sich die Aktivisten der Revolutionären Obleute und beschlossen folgenden Aufruf, der am nächsten Morgen zu Beginn der Frühschicht in den Fabriken verteilt wurde: «Arbeiter, Soldaten, Genossen! Die Entscheidungstunde ist da! Es gilt der historischen Aufgabe gerecht zu werden. Während an der

Wasserkante die Arbeiter- und Soldatenräte die Gewalt in den Händen haben, werden hier rücksichtslos Verhaftungen vorgenommen. Däumig und Liebknecht sind verhaftet. Das ist der Anfang der Militärdiktatur, das ist der Auftakt zu nutzlosem Gemetzel. Wir fordern nicht Abdankung einer Person, sondern Republik! Die sozialistische Republik mit allen ihren Konsequenzen. Auf zum Kampf für Friede, Freiheit und Brot! Heraus aus den Betrieben! Heraus aus den Kasernen! Reicht euch die Hände! Es lebe die sozialistische Republik! Der Vollzugsausschuß des Arbeiter- und Soldatenrates Barth, Brühl, Eckert, Franke, Haase, Ledebour, Liebknecht, Neuen-dorf, Pieck, Wegmann.»<sup>114</sup> Von den Unterzeichneten, gab Barth später zu, waren nur er und Eckert anwesend gewesen, auch ein Arbeiter- und Soldatenrat war ja noch nicht gebildet worden, geschweige denn dessen Vollzugsausschuss – aber: «da es gut ging, hat nicht einer auch nicht einmal ein Wort darüber verloren».<sup>115</sup> Noch in der Nacht wurden die Marschpläne aus den jeweiligen Betrieben in die Innenstadt besprochen, wobei nicht klar war, ob das Militär auf die Demonstranten schießen würde.<sup>116</sup>

Auch die sozialdemokratischen Vertrauensleute tagten am Vorabend des 9. November. Die Stimmung in den Betrieben, so berichteten sie, sei eindeutig: Die Bewegung sei nicht mehr aufzuhalten, die Enttäuschung der Arbeiter, dass nichts geschehe, zu groß. Wenn sich die SPD dieser Bewegung entgegenstellen wollte, würde sie überrannt. Scheidemann warb bei den Vertrauensleuten dafür, der Regierung bis Samstagmorgen eine Galgenfrist zu geben, um den Waffenstillstand und die Abdankung des Kaisers zu erreichen. Die sozialdemokratischen Vertrauensleute erklärten sich bereit, das Menschenmögliche zu tun, um die Arbeiterinnen und Arbeiter bis 9 Uhr in den Betrieben zu halten.<sup>117</sup> Um 8 Uhr morgens am folgenden Tag gab es noch eine kurze Sitzung der SPD-Vertrauensleute im Gebäude des *Vorwärts*, auf der auch dem letzten Zweifler klar wurde, dass es nur einen Weg gab, den Otto Wels in seiner Ansprache formulierte: «Die Würfel sind gefallen! Geredet wird nicht! Heraus aus den Betrieben, auf die Straßen!»<sup>118</sup>

Eine wichtige Entscheidung fiel zur gleichen Zeit in diesen Morgenstunden des 9. November. Die Soldaten des 4. Jäger-Bataillons, das wenige Tage zuvor aus Naumburg nach Berlin verlegt worden war, um einen etwaigen Aufstand niederzuschlagen, verweigerten am Morgen ihren Offizieren den Gehorsam. Beauftragte der Soldaten fuhren zum Parteivorstand der SPD, um ihre Sympathie für die Forderungen der Arbeiterschaft zu bekunden, und verlangten, dass ein Mitglied des SPD-Parteivorstandes mit ihnen zur

Kaserne zurückfahren sollte, um die politische Lage zu erklären. Otto Wels begleitete die Soldaten in die Alexander-Kaserne, beschwor die Soldaten, nicht auf die demonstrierenden Arbeiter zu schießen, und hatte damit Erfolg. Ebenso wie die Naumburger Jäger stellte sich auch das Alexander-Regiment, das sich in derselben Kaserne befand, auf die Seite der Revolution.<sup>119</sup> Die alte Macht verlor ihr wichtigstes Instrument: das Militär.

Davon wussten die Arbeiterinnen und Arbeiter, die am Samstag, den 9. November, gegen 10 Uhr aus den großen Betrieben Berlins in mehreren, getrennten Marschzügen in Richtung Innenstadt zogen, freilich noch nichts. Auf den Transparenten stand: «Freiheit! Frieden! Brot! Brüder, schießt nicht, kommt zu uns!»<sup>120</sup>

Claire Casper, Mitglied der Revolutionären Obleute, verteilte am Morgen des 9. November vor der Waffen- und Munitionsfabrik in der Kaiserin-Augusta-Allee in Charlottenburg Flugblätter, in denen die Arbeiter aufgefordert werden, mit in die Innenstadt zu ziehen. Im Versammlungslokal in der Erasmusstraße wurden Pistolen und Munition verteilt. Dann formierte sich der Demonstrationszug in Moabit. «Voran die bewaffneten Männer, dann die unbewaffneten und dann die Frauen. [...] Ohne auf Widerstand zu stoßen, marschierte unser Zug die Kaiserin-Augusta-Allee entlang zur Schloßbrücke. Entwaffnet und besetzt wurden ohne einen Schuß die Polizeiwache, die Gaswerke, alle Betriebe, die Lazarett- und Schloßwache, das Rathaus Charlottenburg und die Technische Hochschule. Unser Zug zählte längst Tausende von Menschen und endete gegen Mittag am Reichstag, wo wir mit den anderen Zügen zusammentrafen.»<sup>121</sup>

In der Chausseestraße fielen mittags dennoch die ersten Schüsse. Demonstranten brachen das Tor zur Kaserne des Garde-Füsilier-Regiments, genannt die «Maikäfer», auf; ein Offizier schoss und tötete drei Menschen. Ein Teil der «Maikäfer» schloss sich den Demonstranten an, der größere Teil packte seine Sachen und fuhr nach Hause.<sup>122</sup> Um ein Uhr mittags gab der Oberkommandierende in den Marken, General von Linsingen, den Befehl heraus, dass die Soldaten nicht mehr von der Waffe Gebrauch machen sollten.<sup>123</sup>

Zur selben Zeit umstellte eine große Menge, zu einem großen Teil bewaffnete Soldaten, das Polizeipräsidium am Alexanderplatz und verlangte sowohl die Entwaffnung der Polizisten wie die Übergabe des Gebäudes. Da der noch amtierende Polizeipräsident von Oppen eben von Linsingens Befehl erfahren hatte, entschied er sich zur Übergabe, woraufhin die De-

monstranten ohne Blutvergießen das Polizeipräsidium besetzten und etwa 650 Gefangene aus dem Polizeigefängnis befreiten.<sup>124</sup>

Bereits um 12 Uhr hatte sich eine Abordnung der SPD-Führung mit Ebert und Scheidemann an der Spitze bei Max von Baden angemeldet und ihn mit der Forderung konfrontiert, das Amt des Reichskanzlers und des Oberkommandierenden an die Sozialdemokraten zu übergeben. Baden zog sich kurz zur Beratung zurück, übertrug danach – was bereits ein Akt außerhalb der Verfassung war – Ebert das Amt des Reichskanzlers und verließ noch am Abend die Reichshauptstadt. Ein Telefonat aus dem Großen Hauptquartier gegen 2 Uhr mittags, dass Wilhelm II. nun bereit sei, als Deutscher Kaiser abzudanken, aber König von Preußen bleiben wolle, spielte jetzt keine Rolle mehr. Zu diesem Zeitpunkt rief Philipp Scheidemann vom Fenster des Reichstages die Republik aus.<sup>125</sup> An seine Gattin, die sich noch in Berlin befand, schrieb Wilhelm II. am Nachmittag des 9. November, Berlin sei in den Händen der Bolschewiken. «Was ist aus Großpapas herrlicher Armee geworden! Was aus dem Preußischen und Deutschen Volk. Welch ein furchtbarer Zusammenbruch nach solchen Siegen. Welch eine gemeine und niederträchtige Untergrabung durch Juden und Socialisten unseres herrlichen Heeres und lieben alten preußischen Staates!»<sup>126</sup> Tags darauf floh der letzte deutsche Monarch nach Holland.

Käthe Kollwitz gehörte zu den Demonstranten: «Heut ist es wahr. Mittags nach 1 Uhr kam ich durch den Tiergarten zum Brandenburger Tor, wo gerade die Flugblätter mit der Abdankung verteilt waren. Aus dem Tor ein Demonstrationszug. Ich trat mit ein. Ein alter Invalide trat an den Zug und rief: «Ebert Reichskanzler! – weitersagen!» Vor dem Reichstag Ansammlung. Von einem Fenster herauf rief Scheidemann die Republik aus. Dann sprach von der Rampe ein Soldat, konfus und aufgeregt. Neben ihm ein Matrose und ein Arbeiter. Dann trat ein junger Offizier hinzu, schüttelte dem Soldaten die Hand, wandte sich an die Massen, sagte, daß die 4 Jahr Krieg nicht so schlimm gewesen wären wie der Kampf mit Vorurteilen und Überlebtem. Er schwenkte seine Mütze und rief: «Hoch das freie Deutschland!» Dann nach den Linden zurück. Das Lastauto gedrängt voll mit Matrosen und Soldaten. Rote Fahnen. Hinter dem Brandenburger Tor sah ich, wie die Wache abtrat. Dann in den Schwarm bis zur Wilhelmstraße und dann noch ein Stück mit. Soldaten sah ich, die ihre Kokarden abrissen und lachend auf die Erde warfen. So ist es nun wirklich. Man erlebt es und faßt es gar nicht recht.»<sup>127</sup>

Revolutionäre Soldaten marschierten vor dem Schloss auf und forderten die Schlosswache auf, ihre Waffen niederzulegen und das Gebäude zu verlassen, was diese auch schleunigst befolgten. Karl Liebknecht fuhr gegen halb fünf Uhr vor, verkündete, dass das Schloss nun Volkseigentum sei, und rief von eben jenem Balkon, von dem aus Wilhelm II. seine Kriegsrede im August 1914 gehalten hatte, die sozialistische Republik aus. Nach Liebknecht «besichtigten» etliche Berlinerinnen und Berliner bis zum Einzug der Volksmarinedivision am 13. November die einstigen Gemächer der Königsfamilie und nahmen das eine oder andere Andenken mit.<sup>128</sup>

Harry Graf Kessler besuchte am Abend des 9. November den Reichstag: «Vor dem Hauptportal steht in den Scheinwerferstrahlen von mehreren feldgrauen Autos eine Nachrichten abwartende Menge. Leute drängen die Stufen hinauf ins Portal. Soldaten mit umgehängten Karabinern und roten Abzeichen fragen Jeden, was er drinnen will. [...] Innen herrscht ein buntes Treiben; treppauf, treppab Matrosen, bewaffnete Zivilisten, Frauen, Soldaten. Gut, frisch und sauber, vor allen Dingen sehr jung sehen die Matrosen aus; alt und kriegsverbraucht, in verfärbten Uniformen und ausgetretenem Schuhzeug, unordentlich und unrasiert die Soldaten, Überreste eines Heeres, ein trauriges Bild des Zusammenbruchs.»<sup>129</sup>

So gewaltlos, wie es die berühmte Fotopostkarte der Gebrüder Haeckel nahelegt, auf der ein Matrose mit roter Fahne, eingehakt von einem Zivilisten, einem Demonstrationszug vorangeht, eine lockere Menschenmenge aus mit Mänteln, Hüten, Schlips und Kragen bekleideten Männern, Frauen, und rennenden, neugierigen Jungen, war der 9. November keineswegs.<sup>130</sup> Gegen 18 Uhr tönte Maschinengewehrfeuer aus dem Marstall gegenüber dem Schloss, in dem sich offenbar kaisertreue Offiziere verschanzt hatten. Ebenso gab es Kämpfe um die Universität Unter den Linden, wobei mehrere Menschen getötet und etliche verletzt wurden. In der Nacht wurde immer wieder von Dächern im Regierungsviertel auf Patrouillen der Arbeiter- und Soldatenräte geschossen. Selbst am Sonntag, als wieder große Menschenmengen in der Innenstadt Berlins unterwegs waren, fielen immer wieder Schüsse. Noch am Montagnachmittag entzündeten sich in der Innenstadt kurze Feuergefechte.<sup>131</sup> Zu den Fotografien der friedlichen Menschenmengen gehören daher ebenso Ernst Sterns Zeichnungen vom 9. November, auf denen er hastende, panikartig flüchtende Menschen festgehalten hat.<sup>132</sup>

Zu beachten ist allerdings, dass es spezifische «Räume der Revolution»

(Julian Aulke) wie das Regierungsviertel in Berlin waren, in denen um den Erfolg des Umsturzes gekämpft wurde.<sup>133</sup> In anderen Stadtteilen machten die Bürger am Sonntag wie gewohnt ihren Spaziergang, wie Ernst Troeltsch, Professor für Religionsgeschichte an der Berliner Universität und klug beobachtender Zeitgenosse, schilderte: «Keine eleganten Toiletten, lauter Bürger, manche wohl absichtlich einfach angezogen. Alles etwas gedämpft wie Leute, deren Schicksal irgendwo weit in der Ferne entschieden wird, aber doch beruhigt und behaglich, daß es so gut abgegangen war. Trambahnen und Untergrundbahnen gingen wie sonst, das Unterpfand dafür, daß für den unmittelbaren Lebensbedarf alles in Ordnung war. Auf allen Gesichtern stand geschrieben: Die Gehälter werden weiterbezahlt.»<sup>134</sup>

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)